1,70 DM / Band 421
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Willkommen im Fegefeuer

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115 (inc. IVA)



Willkommen im Fegefeuer

John Sinclair Nr. 421

von Jason Dark

erschienen am 29.07.1986

Titelbild von Sebastia Boada

Sinclair Crew

Willkommen im Fegefeuer

Auf einmal war das Feuer da!

Ich war froh, meinen Bentley an der Straße stehen gelassen und nicht bis dicht an das Haus gefahren zu haben, denn im Innern des barackenähnlichen Baus fauchte eine heiße, mörderische Lohe auf, die sich im Nu ausbreitete und als gewaltige, druckvoll vorangetriebene Hitzewelle die Scheibe aus dem Rahmen trieb. Mir flog das Glas entgegen, zusammen mit dem Feuer und auch der gewaltigen Hitze.

Mit einem Sprung rettete ich mich zur Seite, landete auf dem Boden, rollte mich über die rechte Schulter ab, kam wieder auf die Beine und entfernte mich aus der unmittelbaren Gefahrenzone.

Was so spielerisch ausgesehen hatte, war keine Übung gewesen, sondern blutiger Ernst…

Mit dem Jackettärmel fuhr ich über meine Stirn. Vor mir befand sich die Baracke, in der sich die Explosion ereignet hatte. Wäre ich 30 Sekunden schneller gewesen, hätte es mich auch noch erwischt.

So stand ich in relativer Sicherheit. Ich brauchte auch keine Befürchtungen zu haben, daß der Brand auf andere Gebäude übergriff, denn die gab es hier nicht.

Diese Baracke war der Mittelpunkt eines Schrottplatzes. Umgeben war sie von hohen Halden aus Blech und Eisen. Sogar die alte, fast eingerostete Schrottpresse sah ich noch. Das gesamte Gelände war von einem Zaun umgeben. Schilder warnten vor einem Betreten des Areals.

Ich war trotzdem durch das schiefe Tor gefahren, da man mich ausgerechnet auf diesen Schrottplatz bestellt hatte, um mir etwas mitzuteilen.

Was es genau war, davon hatte ich keine Ahnung. Der unbekannte Anrufer hatte mir nur etwas von einer neuen Falle der Hölle gesagt oder so ähnlich. Genau hatte ich es nicht verstanden. Seine Stimme wurde von ungewöhnlich lauten atmosphärischen Störungen überlagert, die ich mir nicht erklären konnte.

Die Baracke brannte innen aus. Aus den Fenstern schlugen die Flammen als gierige, zuckende Finger. Sie tänzelten inder Luft, als wollten sie nach Opfern suchen, die sie greifen und vernichten konnten.

Bevor das Feuer in die Höhe gefaucht war, hatte ich einen Blitz gesehen. Grellweiß und kugelig. Für mich stand damit fest, daß etwas im Innern der Baracke explodiert sein mußte.

Und der Mann, den ich treffen wollte?

Nicht einmal seinen Namen kannte ich. Er hatte mich zum Schrottplatz bestellt, das war alles gewesen. Wenn er sich schon in der Baracke befunden hatte, würde er keine Chance haben, das stand fest.

Aber ich sah ihn.

Es war ein schauriges Bild. Wieso er sich noch auf den Beinen halten konnte, wußte ich auch nicht. Jedenfalls sah ich ihn inmitten des Feuersturms, denn mein Blick fiel durch das größte der Fenster.

Der Kerl stand da, hatte die Arme in die Höhe gerissen, wurde vom Feuer umtanzt und sah aus wie eine Statue.

Vielleicht schrie er, möglicherweise trug er irgendeinen Schutz, daß er sich überhaupt noch halten konnte.

Und dann geschah es. Als hätte man ihm die Beine weggezogen, fiel er zu Boden. Sekunden später sanken die Flammen in sich zusammen.

Das wunderte mich, denn Nahrung hätte es genug gehabt.

Um meine Lippen zuckte ein Lächeln, als ich mich zurückzog und meinen Bentley ansteuerte. Ich hatte Suko gesagt, wohin ich fahren wollte. Er war im Büro, weil er eine Besucherin erwartete, die sich

angemeldet hatte. Eine junge Frau oder ein Mädchen.

Ich erreichte den Bentley, öffnete die Tür und hängte mich ans Telefon.

Suko schien auf den Anruf gewartet zu haben, denn er hob sehr schnell ab.

»Ich bin es.«

»Okay. Steckst du noch auf dem Schrottplatz?«

»Ja.«

»Und?«

»Es ging ziemlich viel daneben. Ich habe mit meinem unbekannten Informanten nicht reden können.« Dann berichtete ich Suko, was mir widerfahren war, und ich hörte ihn scharf atmen.

»Das sieht ganz nach einer Falle aus.«

»Sicher. Nur weiß ich nicht, wer sie mir gestellt haben könnte.«

»Willst du wieder zum Büro zurückkehren? Unser Besuch ist noch nicht da. Ich erwarte ihn jeden Augenblick…«

»Nein, Suko, ich bleibe noch.«

»Und weshalb?«

»Das ist einfach. Ich möchte mir, wenn es geht, den Toten ansehen. Vielleicht kann ich noch etwas herausfinden.«

»Okay. Ruf aber wieder an, wenn es etwas Neues gibt.«

»Mach ich.«

Mit einer Drehung drückte ich mich aus dem Wagen und warf die Tür ins Schloß.

Das Feuer war in sich zusammengesackt. Aus den Fensteröffnungen drang nur noch dichter, fetter Qualm, der vom Wind erfaßt und zur Seite oder gegen den Boden gedrückt wurde.

Es war ein trüber Tag Ende Januar. Geschneit hatte es nicht, dafür war es nicht kalt genug, es war auch kein Regen gefallen, aber über London lag ein trüber Winterhimmel. Und der hatte sich meiner Stimmung irgendwie angepaßt.

Auch ich fühlte mich trübe oder schlecht. Ich hatte einen Menschen sterben sehen, und so etwas geht mir noch immer unter die Haut.

Still war es nie. Wenn der Wind über die Hügel aus Schrott und Eisen fuhr, fand er immer wieder lose Teile, die er bewegte oder vor sich her rollte. Und diese Geräusche begleiteten mich, an sie hatte ich mich mittlerweile gewöhnt.

Die Baracke war normal groß. Ziemlich flach und mit einem Dach versehen, das nicht gebrannt hatte. Während ich auf eine Tür zuging, sah ich mich um, ob ich noch allein auf dem stillgelegten Schrottplatz war. Das war der Fall.

Derjenige, der die Falle gelegt hatte, mußte genau gewußt haben, wann sich der Mann, mit dem ich mich hatte treffen wollen, in der Baracke aufhielt.

Das gefiel mir nicht.
Ich hatte das Gefühl, beobachtet zu werden, und mußte damit rechnen, daß der Unbekannte erschien, um sich zu überzeugen, daß seine Falle funktioniert hatte.
Dann würde es Ärger geben.
Die Tür war vom Druck der Flammen ebenfalls aus dem Rahmen gefetzt worden. Sie lag auf dem Hof und sah aus wie ein geschwärzter Spiegel. Schwarz war auch der Rauch, der mir entgegentrieb. Er war fett, raubte mir die Luft, und ich fragte mich, ob ich die Baracke überhaupt betreten konnte.
Ich preßte mein Taschentuch gegen den Mund. Jetzt ging es etwas besser. Auch trieb der Wind den Rauch allmählich aus der ausgebrannten Betonbaracke. Es sah aus, als würden die Geister der Toten aus dem Haus entweichen.
Ich zog unwillkürlich den Kopf ein, als ich die Baracke betrat.
Nach zwei Schritten blieb ich stehen. Ich kam mir vor wie in einem toten, ausgebrannten Gelände nach der Apokalypse.
Es roch nach diesem kalten Rauch, nach Verbranntem und Tod…
Der kalte Hauch einer Gefahr streifte mich. Es war keine Warnung, nur ein Gefühl, das mir riet, doch vorsichtiger zu sein und jederzeit mit einem Angriff zu rechnen.
Möglicherweise befand sich der geheimnisvolle Brandstifter noch in der Nähe, obwohl ich ihn natürlich nicht sah, denn ich befand mich allein in dem Raum, in dem die Explosion stattgefunden hatte.
Ich sah die verkohlte Leiche.
Ich hustete, weil mir durch das Taschentuch etwas von dem beißenden Rauch in die Kehle gedrungen war. Auf Zehenspitzen näherte ich mich der Leiche, blieb neben ihr stehen und bückte mich. Es kostete mich Überwindung, so nahe an sie heranzugehen, doch das mußte ich einfach tun, wenn ich mehr wissen wollte.
Auf der Brust der Leiche stand ein großer Buchstabe. Ein B!
Zuerst dachte ich an ein bedrucktes T-Shirt, wie es Kinder und auch manchmal Erwachsene tragen. Aber bei diesem Toten konnte ich mir ein solches Kleidungsstück schlecht vorstellen. Außerdem wäre es mit verbrannt, aber dieses B war geblieben.
Weshalb?
Vielleicht war der Buchstabe ein Hinweis für mich? Aber ein B?
Welche Worte begannen alle mit diesem Buchstaben und hatten gleichzeitig mit mir und meinen Fällen zu tun.
Neben der Leiche sitzend, dachte ich scharf nach. Mir fielen die ersten Begriffe ein.
Bruderschaft… Baal … Baphomet …
Und das reichte schon, um mir einen leichten Schauer über den Rücken zu jagen. Ich dachte an die Worte des Anrufers, an diesen

ersten Hinweis, den er mir gegeben hatte. Da war von der Hölle oder dem Teufel die Rede gewesen. Es brauchte nicht unbedingt Asmodis, der Höllenherrscher, zu sein. In der letzten Zeit hatte ich eine andere Person kennengelernt. Er war zwar Mensch, aber trotzdem ein Machtsymbol.

Vincent van Akkeren, der sich selbst als Baphomet bezeichnete.

Ein Mann, der Grauenvolles getan hatte, auf dessen Yacht ich ein Gefangener gewesen war.

Vor meinen Augen war er in die Hölle gefahren. Da hatte sich der Boden geöffnet, Rauch, Feuer und Glut entlassen und ihn verschluckt. Ich war nicht so optimistisch zu glauben, daß Vincent van Akkeren den Tod gefunden hatte, nein, ihn hatte ein anderer geholt, um ihn vielleicht wieder auszuspeien.

Allerdings wollte ich mich nicht auf diese Bedeutung des B festlegen, es konnte auch auf etwas anderes hinweisen. Jedenfalls war es eine Spur, die nicht einmal das Feuer hatte löschen können.

Den Namen des Mannes kannte ich nicht. Wo er herkam, wer es war, dies alles war mir unbekannt, und das ärgertemich. Es würde verdammt viel Arbeit kosten, es herauszufinden.

Noch immer befand ich mich in einer gebückten Haltung. Ich hatte zwar scharf nachgedacht, doch meine Sinne waren weiterhin gespannt gewesen. Und die schlugen plötzlich Alarm.

Etwas war da.

Ich sah es nicht, ich hörte es nicht.

Es war wie ein kalter Hauch der Gefahr, der plötzlich durch den Raum mit den geschwärzten, verbrannten Wänden wehte und mich erreichte. Ich bekam eine Gänsehaut, saß unbeweglich und konzentrierte mich.

Plötzlich hatte ich das Gefühl, auf einer einsamen Insel zu hocken. Umgeben und eingehüllt von einer starren, eisigen Luft, die sich immer mehr zusammenzog und mich umschnürte. Das Atmen fiel mir schwerer als sonst, und es war nicht der Geruch des kalten Rauchs, der mich daran hinderte.

Ich ballte die Hände.

Vor mir sah ich nichts. Auch nichts, als ich nach rechts und links zur Seite schielte. Da war kein Schatten, der sich an den Wänden abzeichnete oder bewegte.

Und trotzdem warnte mich meine innere Glocke vor der Gefahr.

Ich riß mich noch zusammen. Wenn ich etwas unternahm, sollte es schnell und spontan geschehen.

Als ich das Knirschen hinter mir hörte, reagierte ich.

Ich schnellte in die Höhe und drehte mich gleichzeitig herum.

Eine wirbelnde Bewegung, die starre Wand wurde dabei vor meinen Augen zu einem sich bewegenden Schatten, und ich sah den, der

plötzlich vor mir stand.
Meine Augen wurden groß.
Gleichzeitig griff die Furcht wie eine tödliche Klammer zu!

***

Glenda Perkins überhörte das leise Klopfen an der Tür, weil sie an der Maschine saß und schrieb. Erst als der Besucher esnoch einmal lauter versuchte, hörte Glenda ihn und erinnerte sich daran, daß er avisiert worden war.
Gott, sie hatte ihn ganz vergessen.
Die schwarzhaarige Sekretärin, die einen geschlitzten dunkelblauen Rock trug und einen bunten Pullover darüber, sprang hoch und rief deutlich ihr »Come in!«
Die Tür wurde geöffnet.
Sehr vorsichtig und zaghaft, als hätte die Besucherin Angst, einzutreten. Glenda sah ein blasses Gesicht und eine Gestalt, die aussah wie ein Mönch. Doch es war eine junge Frau. Sie trug auch keine Kutte, dafür einen langen Wintermantel mit einer Kapuze, die sie hochgeschoben hatte.
Glenda wollte der Besucherin den Einstieg ein wenig erleichtern.
Sie ging ihr entgegen, lächelte freundlich und sagte: »Bitte, Sie brauchen sich nicht zu fürchten. Sie sind hier richtig, Miß…«
»Maynard. Carol Maynard.«
»Wunderbar, Miß Maynard. Kommen Sie.« Glenda deutete in den Raum und blieb neben ihr stehen. »Darf ich Ihnen den Mantel abnehmen, Miß Maynard?«
Sie zuckte zusammen, vergrub ihre Finger in dem grünen Stoff und sah so aus, als wollte sie nicht. Schließlich nickte sie.
Glenda Perkins kannte sich mit Menschen aus. Sie hatte sehr viele kennengelernt, vor allen Dingen, wenn sich die Personen in gewissen Streßsituationen befanden. So ähnlich mußte sich auch ihre Besucherin fühlen, denn sie machte einen sehr ängstlichen Eindruck. Der Blick blieb nie ruhig. Carol sah sich stets lauernd um, als vermutete sie auch in diesem Büro irgendwelche Feinde oder Gegner.
Das hatte Glenda alles festgestellt. Wieder versuchte sie, die Besucherin zu beruhigen. »Meine liebe Miß Maynard. Was immer Sie zu uns geführt hat, hier sind Sie in Sicherheit. Das können Sie mir glauben. Wirklich.«
»Wenn Sie meinen.« Ihre Stimme klang schwach.
Bevor Glenda die Besucherin zu Suko brachte, schaute siesich Carol noch genau an. Sie war um die Zwanzig, vielleicht ein wenig darüber, aber sie wirkte wie ein verängstigter, schüchterner Teenager. Ihr Haar war dunkelblond, wellig und hochgekämmt. Sie trug einen Mittelscheitel.

Carol hatte ein nettes Gesicht, irgendwie lieb, mit großen, scheu wirkenden Augen.
Sie trug einen grünen langen Pullover aus dicker Wolle und einen schlichten grauen Rock, der mit seinem Saum fast bis zu den Schafträndern der Stiefel reichte.
»Möchten Sie einen Kaffee, Miß Maynard?«
Ihre Antwort war typisch. »Nur wenn es Ihnen keine Mühe macht.« Sie wollte wohl niemandem zur Last fallen.
Glenda lachte. »Nein, das auf keinen Fall. Es macht mir nicht die geringste Mühe. Der Kaffee ist schon fertig. Sie können sich hier sicher fühlen, Miß Maynard. Und wir beißen auch nicht.«
Carol lächelte scheu. »Das glaube ich Ihnen sogar.«
Forsch nickte Glenda ihr zu. »Jetzt werde ich Sie erst einmal zu Inspektor Suko bringen. Sie waren schließlich angemeldet.«
»Ja, mein Vater sagte mir, daß ich zur Polizei gehen sollte. Er wollte sich absichern, wissen Sie.«
»Natürlich, aber das erzählen Sie am besten dem Inspektor.«
Glenda stand schon an der Tür, klopfte und öffnete dann. »Suko, deine Besucherin ist da, Miß Carol Maynard.«
Carol nickte dankend und betrat zögernd das Büro des Inspektors. Auch dort sah sie sich scheu um, und Suko merkte sofort, was los war.
»Ich freue mich, daß Sie gekommen sind, Miß Maynard.« Er ging um den Schreibtisch herum, reichte dem Mädchen die Hand und rückte ihm einen Besucherstuhl zurecht. »Bitte, nehmen Sie Platz. Hat man Ihnen schon eine Tasse Kaffee angeboten?«
»Ja…«
»Das ist gut. Wissen Sie, Miß Perkins kocht nämlich denbesten Kaffee der Welt. Wenn man da einen Titel verleihen würde, stünde sie an der Spitze.«
Glenda grinste, und Carol lächelte scheu. Sie saß auf der Stuhlkante und blickte Suko über die Platte des Doppelschreibtischs hinweg an.
»Sie waren noch nie bei uns, oder?«
»Das stimmt.«
»Haben Sie Furcht?«
Carol nickte.
»Und wovor?«
Das Mädchen hob die schmalen Schultern. »Ich weiß es nicht genau. Eigentlich vor allem.«
»Dafür müßte es Gründe geben.«
»Die gibt es tatsächlich. Deshalb hat mich mein Vater auch zu Ihnen geschickt.«
»Aha. Sie sind also nicht aus freien Stücken zu uns gekommen?«
»Nein.« Sie schluckte und wandte den Kopf erschrocken zur Tür, als Glenda sie aufstieß und mit zwei Tassen erschien. Den Tee erhielt

Suko.

Das Mädchen bedankte sich für den Kaffee. Sehr vorsichtig probierte sie, während Glenda achselzuckend, den Blick auf Suko gerichtet, den Raum verließ.

»Der Kaffee ist wirklich sehr gut«, lobte Carol.

»Das sagte ich Ihnen doch.«

Sie nahm noch einen Schluck und bat um eine Zigarette. Suko war Nichtraucher. Er suchte aber im Schreibtisch seines Kollegen John Sinclair und fand eine Packung, in der noch zwei Glimmstengel steckten. Die reichte er Carol. Feuer gab er ihr auch.

»Danke«, flüsterte sie und blies den Rauch in Richtung Scheibe, hinter der ein trüber Winternachmittag lag.

»Was kann ich für Sie tun?«

Sie nickte, aber das war nicht die Antwort. Während Carol Asche abstäubte, sagte sie: »Mein Vater hat mich geschickt.«

»Maynard?«

»Ja.«

»Warum ist er nicht selbst gekommen?«

»Er… er konnte es nicht. Mein Vater hat mich gewissermaßen als Sicherung eingebaut.«

Suko lächelte. »Das verstehe ich nicht.«

»Es ist auch nicht einfach. Am besten ist es, wenn ich von vorn beginne.«

»Das ist immer gut.« Suko nahm einen Schluck Tee, das Mädchen trank von dem Kaffee.

»Ich will mich möglichst kurz fassen. Es ist ja so, daß ich mit den Aktivitäten meines Vaters kaum etwas zu tun habe. Ich will damit auch nicht belastet werden, und wir sind eigentlich verschiedene Wege gegangen, wenn Sie verstehen.«

»So ungefähr.«

»Mein Vater gehört zu den einfachen Menschen. Aber es heißt, wer gut ist, der ist auch schwierig.«

»Sicher, das kann stimmen. Was ist Ihr Vater denn von Beruf, Miß Maynard?«

»Schriftsteller!«

Suko runzelte die Stirn. »Pardon«, sagte er, »aber nehmen Sie mir es nicht übel, wenn ich von ihm noch nichts gehört habe. Ich komme selten dazu, ein Buch zu lesen…«

»Er schreibt auch nicht unter seinem eigenen Namen.«

»Er hat ein Pseudonym?«

Carol schaute den Inspektor aus großen, ausdrucksvollen Augen an. »So ist es. Er nennt sich S. S. Grower.«

Suko dachte nach. Dabei murmelte er den Namen. »S. S. Grower? Ja – davon habe ich gehört. Schreibt er nicht über Dinge, die ein wenig

über die Realität hinausgehen?«

»Ja, meistens sind es phantastische Romane. Oft mit einem Hauch Science-fiction! Aber auch Krimis, Mystik und Grusel hat er geschrieben. Er schreibt zwei Bücher im Jahr, das reicht ihm. Mein Vater hat keinen sehr hohen Lebensstandard. Und die Honorare sind ja auch nicht gerade die besten. Der Autor ist immer der letzte in der Kette.«

»Das habe ich schon gehört«, sagte Suko lächelnd.

»Meine Eltern sind geschieden, ich hatte nie großen Kontakt zu meinem Vater, war mehr bei der Mutter, bis vor ungefähr einer Woche, da bat er mich zu sich, um mir von einer Sache zu erzählen, die ihn sehr mitgenommen hat. Ich weiß auch nicht, weshalb er gerade auf mich gekommen ist, er hat immer sehr viele Freundinnen oder Bekannte, jedenfalls hat ihn die Sache sehr bedrückt. Noch jetzt kann ich kaum fassen, daß es so etwas gibt.«

»Worum handelt es sich denn? Geht es um seine Bücher?«

»Nein, das nicht, Inspektor. Er berichtete mir von einem Vorgang, den ich persönlich als schrecklich empfinde und kaum Worte finde, um ihn zu kommentieren. Es ging um einen Film.«

»Den Ihr Vater gesehen hat?«

»Das ist richtig. Dieser Video-Film muß so schrecklich gewesen sein, daß man ihn nicht in die Kinos bringen konnte. Er handelte von der totalen Vernichtung. Das Schlimmste daran ist, Inspektor, daß in diesem Streifen nichts gespielt wurde. Alles war echt, die Morde, die Angst, die Verzweiflung…« Sie schüttelte sich. »Das ist so schlimm. Ich … ich komme darüber einfach nicht hinweg, und mein Vater auch nicht.«

Carol wollte weiterreden, aber Suko hob den Arm. »Einen Augenblick noch, Miß Maynard. Lassen wir diesen Film einmal, ich habe eine andere Frage. Hat Ihr Vater schon einmal im Gespräch mit Ihnen den Begriff Baphomet erwähnt?«

Carol blickte auf. Aus ihren Augen war das Leben gewichen. Sie wirkten jetzt starr. »Ja, Inspektor, das hat er. Er sprach mit mir über Baphomet, und seine Angst war unvorstellbar…«

***

Ich hatte ihn nicht gehört, nur gespürt, und jetzt sah ich ihn dicht vor mir stehen. Es war grauenhaft. In mir zog sich alles zusammen, und Sekunden später hatte ich statt des Magens einen Eisklumpen im Bauch.

Die Gestalt vor mir rührte sich nicht. Sie wirkte wie ein Felsblock, wie eine Figur aus einem Kriegs-Comic oder wie ein fürchterlicher Kämpfer aus einem fernen Dämonenreich.

Ich roch den kalten Rauch nicht mehr, ich sah meine Umgebung so

gut wie nicht, nur diesen einen Menschen, den Muskelmann, der einen Körper aus Stahl zu haben schien.

Er trug einen Gesichtsschutz, eine Art Ledermaske, die seine Augen und den Großteil der Nase bedeckte. Darunter sah ich einen breiten Mund. In die Maske waren Schlitze für die Augen eingearbeitet worden, und sein Schädel wirkte wie ein an den Seiten abgerundetes Viereck. Seine Schultern waren doppelt so breit wie die meinen. Die Muskeln an den Armen waren stahlhart und durchtrainiert. Er sah aus wie ein Meister des Bodybuildings.

Als Oberkleidung trug er eine dicke Lederweste mit zahlreichen aufgesetzten Taschen. Als Westenschmuck dienten Patronen, aber auch kleine, gefiederte Pfeile ragten aus den schmalen Taschenlappen. Die Hose bestand ebenfalls aus Leder, und in dem breiten Waffengürtel hingen Dinge, mit denen er eine Hundertschaft aufhalten konnte. Zwei schwere Revolver, eine MPi, einige Handgranaten und ein Flammenwerfer.

***

Wer immer diese Gestalt auch war, sie mußte ein Fan von Arnold Schwarzenegger sein und den Film »Phantom-Kommando« gesehen haben.

Mir wurde es im Hals trocken. Ich konnte mir kaum vorstellen, daß dieser Muskelberg gekommen war, um mir die Hand zu schütteln. Und wenn, so hätte er sie mir sicherlich gebrochen.

Und gerade die Hände sah ich mir genauer an. Nein, das waren keine normalen Finger. So sah ein Mensch nicht aus. Was da aus seinen Handgelenken wuchs, konnte man als Klauen bezeichnen.

Es waren knotige, schwarze, lange Gebilde, sehnig undgleichzeitig verbrannt wirkend, wie Greifer, die, wenn sie einmal etwas festhielten, es nie mehr loslassen würden. Hinzu kamen die langen Nägel, bald schon kleine Messer oder Mordwerkzeuge für sich.

Ich habe schon vielen Gegnern ins Auge gesehen, dieser aber gehörte zu den schlimmsten. Auch dachte ich daran, daß er es geschafft hatte, sich lautlos zu bewegen, und ich erinnerte mich wieder an die Explosion und das Feuer.

Wahrscheinlich hatte er dafür gesorgt, denn der Flammenwerfer an seinem breiten Gürtel redete eine deutliche Sprache.

War er ein Mensch oder ein Dämon?

Gesprochen hatte er bisher kein einziges Wort. Allein seine Anwesenheit war Drohung genug. Aber er wollte etwas von mir, das war mir klar.

Ich dachte wieder an den Toten. Er hatte das B auf der Brust gehabt. Ein Buchstabe und doch ein dämonisches Zeichen. War es tatsächlich die Abkürzung für Baphomet? Wenn ja, mußte dieser gewaltige Typ

vor mir mit ihm in Verbindung stehen.

Ich merkte, daß ich allmählich kribblig wurde. Gerührt hatte sich der andere noch nicht. Seine Augen hinter den Schlitzen bewegten sich. Sie waren auf mich gerichtet, starrten aber durch mich hindurch. Aber den Grund für seinen Besuch hatte ich aus ihnen nicht gelesen.

Deshalb sprach ich ihn an. »Was willst du von mir?«

»Dich holen!« Knarrend hatte er gesprochen.

»Und wohin?«

»Das Fegefeuer wartet!«

Ich schluckte. Man hatte mir schon vieles gesagt. Man hatte mich auch schon an verschiedene Stellen und Orte verschleppen wollen, aber von einem Fegefeuer hatte noch niemand gesprochen.

Nur dieser verdammte Typ hier.

»Und wer bist du, daß du so reden kannst?«

»Ich komme aus dem Fegefeuer. Es hat mich gestählt.«

Scharf setzte ich ein Grinsen gegen seine Antwort. »Okay, du bist aus dem Fegefeuer. Und wer heizt es an? Brennt es ewig?«

»Es ist fast die Hölle.«

»Ich weiß. Wer ist der Heizer des Feuers?«

»Baphomet!«

Die Antwort hatte ich fast erwartet. Und wieder erinnerte ich mich an die Szene auf der Yacht, als Vincent von Akkeren vor meinen Augen zur Hölle gefahren war.

Jetzt mußte ich meine Meinung revidieren. Er war nicht in die Hölle gefahren, sondern im Fegefeuer gelandet. Das hatte ihn gefressen, geschluckt, aber nicht verbrannt, denn er konnte es ja angeblich kontrollieren.

Allmählich wurde mir mulmig. Ich fühlte mich wie ein Mann, der das Tor zu einer bisher noch unbekannten, aber dennoch furchtbaren und schrecklichen Welt aufgestoßen hatte. Dabei stand ich erst am Rand dieser Welt und hatte noch keinen Blick in das Feuer geworfen. Zudem hatte ich das Gefühl, als wollte mir der andere nichts mehr sagen. Er war nur das ausführende Objekt eines anderen.

»Und was willst du von mir?«

Ich erhielt eine Antwort auf die Frage. Zunächst nicht akustisch, denn er bewegte nur seine linke schwarze Klauenhand. Die knotigen Finger zogen sich zusammen. Sie bildeten eine Faust, und ich hörte das Knacken irgendwelcher Knochen.

Die Geräusche erzeugten Schauer auf meinem Rücken. Wer von dieser Klaue erwischt wurde, der war verloren. »Ich werde dich holen. Ich nehme dich mit in das Feuer, deshalb hat man mich geschickt.«

»Baphomet, nicht?«

»Ja!«

Da er sich schon einmal bewegt hatte, wollte ich auch nicht länger

stehenbleiben. Okay, er war ein Koloß, ein Kämpfer, den das Fegefeuer nicht verbrannt, sondern gestählt hatte. Wahrscheinlich würde ich nicht überleben, wenn ich einmal in den Flammen steckte, aber ich war auch kein Mensch, der sich ergab.

Nein, dem mußte ich einen Riegel vorschieben.

Langsam ging ich zurück.

Er ließ mich gehen und schaute aus den Schlitzen in seiner Halbmaske zu, wie ich zurückwich und mich dabei der Wand näherte.

Dort befand sich ein Fenster. Eine viereckige, schwarze Höhle, an den Rändern geschwärzt, ohne Scheibe und nach kaltem Rauch stinkend. Dieser unbekannte Koloß vor mir sah nicht so aus, als wäre er langsam. Wenn ich die Beretta zog, würde er reagieren.

Deshalb unterließ ich es.

Ich versuchte noch, etwas abzuwiegeln, und streckte, während ich weiter rückwärts ging, beide Arme vor. »Okay, man hat dich geschickt, aber könnten wir uns nicht einigen?«

»Ich lasse dich nicht entkommen!«

Okay, diese Antwort war deutlich genug. Und wieder spürte ich den kalten, unheimlichen Hauch der Gefahr, der von dem Unheimlichen ausging. Aus dem Fegefeuer sollte er gekommen sein, aber er strömte keine Hitze aus, nur Grauen und Gewalt.

Dieser Koloß war sich seiner Sache so sicher, daß er nicht einmal zu den Waffen griff, mit denen er reichlich gespickt war. Er ging nur einen Schritt vor.

Und der hatte es in sich.

Es war ein raumgreifender Schritt, mit dem er mich fast erreichte, so daß ich schneller zurück mußte. Gleichzeitig drehte ich mich, denn ich hatte die viereckige Fensteröffnung anvisiert. Da wollte ich raus.

Aus dem Stand wuchtete ich mich hoch. Ich wollte den Koloß überraschen.

Er bewegte sich ebenfalls, vielleicht um eine halbe Sekunde zu spät, denn ich kam gut weg, gelangte auch durch die Öffnung, obwohl ich mit der Schulter gegen eine Kante der Öffnung prallte und der Schmerz bis in meinen Hals zuckte.

Ich hatte die Augen aufgerissen und sah ihn greifen.

Die schwarze Klauenhand war plötzlich verdammt nah, etwas klatschte gegen meinen linken Fuß, ich strampeltenoch mit dem rechten nach, schüttelte die Klaue ab, und der andere griff nicht mehr nach, so daß ich es tatsächlich schaffte.

Den Kopf zog ich ein, um den Aufprall in Grenzen zu halten.

Trotzdem schlug ich hart zu Boden. Hier war nichts gepflastert. Der feuchte, aber auch weiche Boden nahm mich auf. Ich rollte mich noch weiter, gelangte auf die Füße und warf dabei einen Blick zur Baracke zurück.

Er stand am Fenster.
Sein böses Gesicht bildete innerhalb des scheibenlosen Vierecks eine verzerrte Fratze, die einen Augenblick später verschwunden war.
Mir war klar, was er vorhatte.
Er würde mich jagen. Aus diesem Grunde mußte ich verflucht schnell sein. Schneller als er, und wenn es möglich war, mich in den Wagen setzen und abhauen.
Ich federte hoch.
Federnd und rasch waren auch meine Schritte, mit denen ich mich dem Silber grauen näherte. Ich hatte ihn zum Glück nicht abgeschlossen. Ob es intuitiv geschehen war oder aus reiner Vergeßlichkeit, das wußte ich nicht zu sagen.
Meine Füße stampften auf dem Boden. Manchmal spritzte Dreck hoch. An verschiedenen Stellen war es auch glatt, weil dort dunkler, ölig glänzender Schlamm lag, der rutschig wie Seife wirkte.
Ich hielt mich jedoch und näherte mich dem Wagen. Ich schaute nicht mehr zurück. Ich wollte diesen verfluchten Hundesohn nicht sehen, wußte ihn jedoch in meinem Nacken, weil ich seine harten, manchmal sogar dröhnenden Schritte vernahm.
Dann fiel ich gegen den Bentley.
Es war in der Tat so, da ich nicht mehr rechtzeitig genug bremsen konnte. Meine Hände schlugen für einen winzigen Moment auf das Dach, ich drehte den Kopf, sah die düstere Kampfgestalt noch rennen. Über seiner Halbmaske wuchs das schwarze Haar wie eine geometrisch geschnittene Bürste.
Hart riß ich die Tür auf. Sie befand sich noch nicht in der Ruhestellung, als ich mich bereits in den Bentley hineinwarf, noch gegen das Lenkrad schlug und dann auf den Sitz fiel.
Den Schlüssel riß ich aus meiner Tasche. In diesen Augenblicken wurde ich kalt bis ins Mark. Meine Hände zitterten kaum, so daß ich den Schlitz für den Zündschlüssel schon beim ersten Versuch fand. Nur noch eine kurze Drehung, ein innerliches Beten, dann der Start.
Er klappte.
Viele hatten über das Alter meines Wagens gelacht. Ich nie, denn mein »Freund« hatte mich noch nie im Stich gelassen. Auch heute nicht.
Einen Nachteil hatte ich allerdings. Um den zum Tor führenden Weg zu erreichen, mußte ich den Silbergrauen erst wenden. Ich kurbelte am Lenkrad und blickte dorthin, wo sich der Unheimliche meiner Ansicht nach befinden mußte.
Er hatte seine Taktik geändert. Ich sah ihn nicht mehr. Wahrscheinlich lauerte er in einem Versteck. Zudem konnte ich mir gut vorstellen, daß er noch schneller war als der Bentley. Er brauchte nur einen weiten Bogen zu schlagen und irgendwo zwischen den

Schrotthalden zu warten.
Davor fürchtete ich mich.
Leider gab es nur diesen einen Weg. Ich konnte die Halden nicht einmal umfahren, weil sie an den Absperrungszaun grenzten.
So gut standen meine Chancen auch nicht. Zum Glück bot mir der Bentley ein wenig Schutz.
Ich hatte den Wagen mittlerweile aus der Kurve gerissen und visierte den Weg an. Noch sah ich meinen Gegner nicht. Ich wollte mich auch keinen falschen Hoffnungen hingeben. Eine Person wie er gab niemals auf. Erst wenn er vernichtet war.
Angespannt hockte ich hinter dem Lenkrad. Schon wenig später rahmten mich die ersten Schrotthalden ein. Viel rostiges Metall, aufgetürmt zu Bergen und Hügeln. Abfälle einer Industriegesellschaft.
Vom Götzen Auto bis hin zum einfachen Bettgestell war alles vorhanden.
Der Weg war unterschiedlich breit, je nachdem, wie weit die Halden heranwuchsen. Ich hatte beschleunigt. Auf der wesentlich langsameren Herfahrt war ich den umherliegenden Teilen und Gegenständen noch ausgewichen.
Das tat ich jetzt nicht mehr. Ich raste über sie hinweg und hoffte, daß sie mir nicht die Reifen aufschlitzten. Manchmal polterte es unter dem Bentley. Jeder Knall war wie ein harter Schlag, der mich persönlich erwischte.
Ich mußte in eine Kurve. Hier wuchsen die Halden noch dichter an den Weg heran.
Hart riß ich das Lenkrad nach links. Mit den Hinterrädern schwamm ich etwas weg, aber es hielt sich in Grenzen, so daß ich nicht aus der normalen Fahrspur geriet.
Das Hindernis sah ich viel zu spät. Ein hartes, kantiges und auch spitzes Eisenstück, dem ich nicht ausweichen konnte.
Also rüber.
Ich zitterte, betete, spürte den Schlag, der den alten Bentley traf und ihn regelrecht stöhnen ließ. Dann hörte ich den puffenden Knall.
Im selben Augenblick sackte der Bentley an der rechten Seite tiefer. Das Eisenstück hatte zumindest einen Reifen zerschlitzt.
Trotzdem fuhr ich weiter.
Es war wie bei einer Wildwasserfahrt. Der Silbergraue ließ sich nur noch schlecht lenken. Ich mußte runter vom Gas.
Der Schweiß klebte mir auf der Stirn, und der Druck in meinem Körper wurde allmählich unerträglich. Vom langen Starren brannten meine Augen, doch ich gab nicht auf, konnte mir aber auch nicht vorstellen, daß der »Schwarzenegger-Verschnitt« aufgegeben hatte.
Plötzlich entdeckte ich ihn an der rechten Seite auf einem der großen Schrotthügel. Seine Bewegungen waren so geschmeidig wie die einer

Katze.

Dieser Kerl turnte regelrecht über die mit Hindernissen und tückischen Fallen gespickte Schräge hinweg. Nachdem er mich sogar überholt hatte, kam er mir entgegen.

Und er hatte als Ziel den schmalen Pfad, auf dem ich herschlidderte. Ich konnte den Wagen kaum mehr unter Kontrolle halten, weil er immer wieder ausbrechen wollte, so daß die Fahrt mehr einem Hüpfen, Stoßen und Schleudern glich. Als ich hinfuhr, war mir die Strecke nicht so lange vorgekommen. Jetzt schien ich das Dreifache an Zeit zu benötigen und fuhr auch noch mit der verdammten Angst im Nacken.

Wo war er?

Ich sah ihn nicht mehr. Wahrscheinlich hatte er hinter den vorund hochstehenden, abgewrackten Fahrzeugen Deckung gefunden.

Manche Hecks oder Kühlerhauben sahen aus, als wollten sie jeden Augenblick in die Tiefe fallen und den ganzen Hügel einreißen.

Wieder mußte ich in eine Kurve. Diesmal war sie enger. Ich erinnerte mich, daß es auf der Hinfahrt die erste nach dem Tor gewesen war. Jetzt mußte es die letzte sein.

Dahinter lag das Ziel.

Schaffte ich es noch?

Der Schatten tauchte von rechts. Er flog in einem gewaltigen Halbkreis durch die Luft. Zuerst dachte ich, daß es nur einer war, dann löste sich von diesem Schatten etwas, das ebenfalls halbkreisförmig in die Tiefe raste und den Wagen als Ziel hatte.

Es schlug auf.

Ich zuckte zusammen, biß mir auf die Lippen, schmeckte Blut und hörte den ersten Aufschlag.

Es klang wie ein gewaltiger Donner, als der Gegenstand das Dach meines Wagens traf. Ich hörte es knirschen und reißen, konnte mich aber nicht weiter darauf konzentrieren, denn der große Metallgegenstand wurde nach vorn geschleudert und wuchtete auf die silbergraue Kühlerhaube, die ebenfalls eingebeult wurde.

Ich fuhr nicht mehr weiter.

Daß ich auf die Bremse trat, war nicht einmal bewußt geschehen.

Ich hatte reflexhaft und instinktiv reagiert, denn durch den Schreck war mein Denken gestört.

Der Bentley schlingerte. Ich sah die Schrotthügel und auch den Weg vor mir tanzen und dachte plötzlich daran, daß der Wagen durch den Aufschlag des Gegenstands wohl nur noch Schrottwert hatte. Ein verrückter Gedanke in dieser lebensbedrohlichen Lage, denn vor dem Auto erschien der Kämpfer aus dem Fegefeuer, um sein Versprechen einzulösen.

Er stand breitbeinig auf dem Weg und hatte sich für dieses Einlösen

des Versprechens eine besondere Waffe ausgesucht.
Seine langen schwarzen Krallenfinger umklammerten den mörderischen Flammenwerfer…

***

Sukos Augen wurden noch schmaler. Er nahm einen Bleistift und ließ ihn wieder fallen. Sehr genau war er von Carol Maynard beobachtet worden, aber sie sagte noch nichts, sondern überließ dem Chinesen das Wort.
»Baphomet?« fragte er.
»Ja, das sagte ich.«
Suko schluckte. Seine Augenbrauen zogen sich zusammen. Er wußte, daß ein Gebiet berührt worden war, an das man sich vorsichtig herantasten mußte.
Baphomet war neu in diesem Spiel, obwohl uralt, aber ein gefährlicher Ableger der Hölle und in einer unmittelbaren Verbindung zu einer der beiden Templer-Gruppen stehend. Suko und sein Freund John Sinclair wußten bisher nicht viel, das Gebiet war nur mehr gestreift worden, aber wie es jetzt aussah, würde das Mädchen Licht in das Dunkel bringen.
Suko legte seine Hände gegeneinander. »Erzählen Sie mir bitte mehr«, bat er.
Carol deutete mit dem Finger auf sich. »Ich?« fragte sie. »Ich soll Ihnen mehr erzählen?«
Der Inspektor lächelte sie an, um ihr Mut zu machen. »Deswegen sind Sie doch gekommen.«
»Nein, eigentlich nicht.«
»Was ist dann der Grund?«
»Mein Vater…«
»Und Baphomet«, fügte Suko hinzu.
»Da gibt es natürlich Zusammenhänge, aber ich komme aus einem anderen Grund auf meinen Vater zu sprechen. Er… er hat sich mit einem Kollegen von Ihnen getroffen.«
Plötzlich horchte Suko auf. »Das kann nur John Sinclair sein.«
Ein zögernd gesprochenes »Ja…« war die Antwort.
»Und weiter?«
»Er hat sich mit Ihrem Kollegen verabredet, weil er inzwischen mehr über Baphomet herausgefunden hat. Es muß mit den Filmen zusammenhängen. Ich habe einige Szenen gesehen. Nicht die schlimmsten. Trotzdem hat es mir gereicht.«
»Was sahen Sie?«
Carol holte tief Luft. »Eine furchtbare Sache. Feuer, schreckliches Feuer…« Ihr Gesicht nahm einen starren Ausdruck an. »Feuer, das ich zuvor noch nie gesehen habe. So grauenvoll und anders. Es schwebte

über allem. Es war nicht zu löschen. Nicht mit Wasser, nicht mit Schaum. Es war eben anders.«

»Höllenfeuer?«

»Nein.« Sie schüttelte heftig den Kopf und starrte danach in die leere Kaffeetasse. »Kein Höllenfeuer, auf keinen Fall dieses. Etwas anderes. Man hat mir auch gesagt, was es für Flammen waren. Das Fegefeuer. Die Flammen, in der die Seelen schmachten. Seelenfeuer. Furchtbar. Und aus den Flammen ragten Hände. Vier gefährliche Klauen. Zwei davon schwarz wie Teer. Die anderen beiden rötlich leuchtend wie die Flammen selbst.«

Da Carol stockte, schob Suko die nächste Frage nach. »Haben Sie sonst nichts gesehen?«

»Nur noch diese Plattform. Sie stach wie ein Hals aus dem Feuer hervor. Sie war leer, aber später nicht mehr.«

»War sie besetzt?«

»Sicher.« Carol senkte den Blick. Sie begann zu weinen, weil die Erinnerung sie überwältigte. »Ein junges Mädchen, noch jünger als ich. Es… es war eine Farbige. Sie hatteschreckliche Angst und schrie wie am Spieß. Sie wurde in das Feuer geholt. Die Flammen und die Krallen griffen nach ihr …«

Suko wartete, bis sich das Mädchen beruhigt hatte. Aber er holte keine weiteren Auskünfte mehr aus ihm heraus. Wahrscheinlich wollte Carol nicht mehr reden.

»Dann wissen Sie nichts mehr?« fragte der Inspektor.

»Nein, ich konnte einfach nicht hinsehen, wenn Sie verstehen, was ich meine. Es war grauenhaft, ich bin geflüchtet.«

»Hat Ihr Vater sich die Filme oder den Film weiterhin angesehen?«

»Ich weiß es nicht genau.«

»Aber dann wollte er damit nichts mehr zu tun haben, wenn ich Sie recht verstanden habe.«

Das Mädchen holte ein Taschentuch hervor und schneuzte sich.

Suko hatte einen Augenblick Zeit, seine Überlegungen anzustellen.

Daß er und John so schnell wieder auf eine Spur Baphomets stoßen würden, damit hatte er nicht gerechnet. Aber es schien sich einiges zu verdichten. Die Fährte war heiß, sie durften sie keinesfalls erkalten lassen, und Suko blieb am Ball.

»Kommen wir noch einmal auf Ihren Vater zurück«, sagte er, als Carol ihr Taschentuch weggesteckt hatte. »Er wollte also aussteigen und hat Ihnen die Gründe nicht genannt.«

»Das konnte er wohl nicht. Wahrscheinlich ist auch er geschockt gewesen. Nur hat es gedauert. Er mußte sich einen Plan zurechtlegen, denn so einfach ist es wohl nicht, Baphomet zu entkommen. Er ist ungeheuer gefährlich, er besitzt Macht. Deshalb war Dad so vorsichtig.«

»Hatte er Verbindung mit den Templern aufgenommen?«
Carol Maynard verengte die Augen, als sie nachdachte. »Ich glaube, er hat mal davon gesprochen.«
»Nannte er auch Namen?«
»Keine Ahnung.«
»Bitte, überlegen Sie.«
Es dauerte eine Weile, bis Carol stotternd ein Wort hervorbrachte. Es hörte sich an, als würde sie von einem Abbé sprechen.
»Abbé Bloch vielleicht?«
»So kann es gewesen sein.«
»Und weiter.«
»Ich habe keine Ahnung mehr. Vielleicht hat er ihm sogar den Tip gegeben, sich an die Polizei zu wenden. Das ist alles möglich, aber ich bin mir da nicht sicher.«
Suko blies die Wangen auf, als er nickte. »Eine Frage hätte ich noch«, meinte er dann.
»Bitte.«
»Wie kommt es eigentlich, daß sich Ihr Vater mit John Sinclair treffen wollte und Sie zu mir kamen?«
»Das hat er so gewollt.«
»Wie das?«
»Er wollte eine Sicherung einbauen, denn er war der Ansicht, daß ich ebenfalls in Gefahr schwebte.«
»Da hatte er recht.«
»Meinen Sie, daß ich…?«
»Ja, wenn der Verrat Ihres Vaters von der anderen Seite zur Kenntnis genommen wurde, wird man auf Sie auch keine Rücksicht mehr nehmen. Aber ich werde versuchen, meinen Kollegen John Sinclair zu erreichen. Er treibt sich zwar auf einem alten Schrottplatz herum, doch sein Wagen hat einen Telefonanschluß.« Suko griff zum Hörer und tippte die Nummer ein.
Es tat sich nichts. Auch nach einem weiteren Versuch blieb die Leitung stumm. Achselzuckend legte der Chinese wieder auf.
»Und das beunruhigt Sie nicht?« fragte Carol leise.
»Nein, wieso?«
»Wenn sich Ihr Kollege nicht meldet…«
»Er kann ganz normal verhindert sein. Wahrscheinlich sitzt er nicht in seinem Wagen und redet mit Ihrem Vater.«
»Das glaube ich jetzt auch.«
Suko schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Wissen Sie, was wir jetzt machen?«
»Nein.«
»Wir fahren in die Wohnung Ihres Vaters.«
»Und was wollen Sie dort?«

»Ich habe mich schon immer für gewisse Filme interessiert…«

***

Derek Maynard, alias S. S. Grower, wohnte für einen Schriftsteller seiner Art standesgemäß. Im Norden von London hatte er ein altes Landhaus gefunden, das eine gewisse Ähnlichkeit mit einem kleinen Bauernhof aufwies, denn es hatte nur eine Etage, war mit einem schiefen Dach gedeckt worden, das weit überhing. Stützpfosten mußten es halten.

Der Weg zum Haus führte von der Straße her durch eine Wildnis.

Suko hatte auf seine Maschine verzichtet und sich einen Leihwagen genommen. Es war ein Honda.

Der Wagen schaukelte über achsentiefe Schlaglöcher. Die beiden Menschen wurden von einer Seite auf die andere geschleudert. Carol hielt sich am Haltegriff fest, ansonsten machte sie eine gute Figur, denn sie war es gewohnt, über diesen von hohem Gras eingerahmten Trampelpfad zu fahren.

Sogar einen Hasen sahen sie. Das Tier rannte vor dem Wagen fluchtartig davon.

Sie fuhren das Haus nicht direkt an. Um eine große Ulme herum rollten sie und stellten den Honda dann ab. Dort hatte Maynard anbauen lassen. Die Erweiterung bestand aus einem wetterfest gestrichenen Holzkasten.

»In diesem Anbau hat mein Vater immer geschrieben«, erklärte Carol.

»Bißchen düster, nicht?«

»Nicht im Sommer. Er liegt zur Südseite hin. Das Sonnenlicht hat ihn sogar manchmal gestört.«

Nach Sonnenschein sah es an diesem Tag nicht aus. Einhellgrauer Himmel lag über dem Land. Die Temperaturen bewegten sich um den Gefrierpunkt, doch geschneit hatte es nicht, obwohl Schnee angesagt worden war.

Carol besaß einen Schlüssel. Sie holte ihn aus der Manteltasche und schloß eine hölzerne Tür auf, die in der oberen Hälfte verglast war. Beide betraten einen Raum, in dem es nach kaltem Pfeifenqualm roch. Der Schreibtisch stand direkt am Fenster. Zwischen Magazinen, Papieren und Kugelschreibern fiel die flache Schreibmaschine kaum auf. Ein Blatt steckte noch darin. Suko interessierte sich dafür, las nach und brauchte praktisch nur einen Satz flüsternd auszusprechen.

Ich habe vieles falsch gemacht!

»Hat das Ihr Vater geschrieben?« fragte er.

»Ja«, antwortete Carol leise. Danach schluckte sie. »Klingt wie ein Abschied, nicht?«

»So würde ich das nicht sehen.«

»Doch, Inspektor. Ich habe auf der Fahrt hierher nachgedacht und

bin zu der Überzeugung gekommen, daß sich mein Vater nicht mehr am Leben befindet. Er hat sich einfach zuviel vorgenommen. Ich fühlte, daß es ihn erwischt hat. Und ihr Freund hat ihn auch nicht mehr retten können. Das ist meine Ansicht.«

»Es bleibt Ihnen frei, dies zu glauben, obwohl ich anderer Ansicht bin.« Sukos Blick glitt über die dunklen Regale. Sie waren bis zu den Rändern mit Büchern vollgestopft. Die Regale bis hinauf an die holzverkleidete Decke, wo ein runder Lampenring hing. Auf dem Glas klebten tote Fliegen.

»Den Film finden wir hier nicht.« Carol stand an der zweiten Tür, die in das eigentliche Haus führte.

»Hat Ihr Vater einen Vorführraum?«

»Das nicht. Es ist nur so, er wollte kein Wohnzimmer haben. Dort steht die Leinwand.«

»Dann gehen Sie vor.«

Suko wurde durch einen schmalen Flur geführt. Auch das Licht konnte seine Düsternis kaum vertreiben. Ein paar Fotoshingen an den Wänden. Suko konnte sich den Besitzer des Hauses ansehen.

Maynard oder S. S. Grower war ein Mann in mittleren Jahren. Er hatte bereits die Hälfte seiner Haare verloren. Die anderen wuchsen ihm bis weit in den Nacken. Auf der Oberlippe breitete sich der Schnauzer wie ein brauner Teppich aus. Die Augen des Mannes blickten ein wenig melancholisch.

Das Mädchen lächelte. »Ja, das ist mein Vater.«

»Ich dachte es mir.«

Nach dem Flur betraten sie den Wohnraum. Er glich einem kleinen Kino. Sessel und Couch waren so hingestellt worden, daß der Blick des Sitzenden stets auf die Leinwand fiel.

Einen Projektor entdeckte Suko ebenfalls, und er wunderte sich darüber. »Sagten Sie mir nicht, Carol, daß Ihr Vater mehr auf Video abfuhr?«

»Er hatte beides. Film und Video.«

»Was sehen wir uns an?«

»Was möchten Sie?«

Suko betrachtete sich den Apparat näher. Er sah, daß die Spule mit dem Streifen aufgelegt war. »Wenn es der Film ist, von dem sie gesprochen haben, Carol, nehmen wir die Leinwand.«

»Gut.« Sie stand da und wirkte verkrampft. Dafür hatte Suko Verständnis. Wenn er jetzt den Streifen abspulte, würden die Erinnerungen bei Carol wieder zurückkehren. Und so etwas war böse.

»Wenn Sie nicht zuschauen wollen, dann sehe ich mir den Streifen auch allein an.«

»Lassen Sie mal. Ich schaue schon weg.«

»Gut.« Suko erhoffte sich Aufschlüsse und Spuren. Er hatte diesen

Vincent van Akkeren kennengelernt. Als Baphomet bezeichnete er sich, ein Günstling der Hölle und Herr des Fegefeuers. Suko wußte, daß es sich bei ihm um keinen Bluffer handelte. Dieser Mann war als Mensch schlimmer als mancher Dämon.

Suko blickte nach links, wo in der Wand eine Tür offenstand. Direkt neben der Tür und sehr weit unten befand sich eine Steckdose.

Stecker und Kabel hingen an einer Rolle über dem Apparat.

Suko stellte die Verbindung her. »Dann wollen wir mal«, sagte er.

»Ist es nicht zu hell?«

»Ja, Sie haben recht.«

»Ziehen Sie bitte die Vorhänge zu.«

Das tat Carol. »Kennen Sie sich mit diesen Projektoren eigentlich aus?«

»Mal sehen.«

Sie schaute zu, als Suko den Apparat näher unter die Lupe nahm.

Nie hätte er gedacht, daß er sich einen solchen Streifen ansehen würde, von dem van Akkeren auf seiner Yacht gesprochen hatte. In Suko waren die Wut und der kalte Zorn hochgestiegen. Er hätte diesem Mann den Hals umdrehen können. Und die Todesart, die van Akkeren sich für ihn und seinen Begleiter ausgesucht hatte, war auch nicht gerade die feinste gewesen.

Beide hatten auf glühendem Boden von einem gewaltigen scharfen Pendel zersägt werden sollen.

Der Inspektor suchte und fand. Er schaltete den Apparat ein.

Suko trat einen Schritt zur Seite und verschränkte die Arme vor der Brust.

Auf der Leinwand zeigten sich erste Bilder. Es war eine Zahlenfolge, die von rückwärts ablief.

Carol hatte sich nicht gesetzt, nur ihren Mantel ausgezogen, da es warm im Raum war. »Zuerst ist der Streifen harmlos. Da denkt man an einen Dokumentarfilm. Dann aber geht es los. Na ja, Sie werden es ja sehen, Sir.«

Das Mädchen behielt recht. In der Tat begann der Streifen mit der Totalaufnahme einer weltberühmten Großstadt.

Es war Rio!

Deutlich am Zuckerhut zu erkennen und auch an der gewaltigen Christus-Statue.

Schwenk.

Nahaufnahme. Es ging Schlag auf Schlag. Menschen wurden gezeigt, und Suko fiel auf, daß es sich dabei immer um Mädchen handelte.

»So hat sich der Kerl seine Opfer ausgesucht«, flüsterte Carol und räusperte sich danach.

Der Inspektor schaute weiter zu. Er konnte sich gut vorstellen, unter welch einem Druck das Mädchen stand. Sie kannte den Film schon,

aber Suko mußte ihn sich bis zum bitteren Ende ansehen, um endlich eine Spur zu finden.

Die Kamera ging noch näher an die Menschen heran. Gesichter erschienen in Großaufnahme.

Mädchengesichter…

Die meisten noch sehr jung, aber oft mit reifen oder wissenden Augen, die schon vieles gesehen hatten. Die Mädchen hatten nicht gerade viel an.

»Gleich ist es soweit«, hörte Suko Carol sprechen. »Das Mädchen, das groß rausgeholt wird. Das lange Haar zu Locken gedreht…«

Sie stand an einer Ampel nicht weit vom Strand. Eine Basttasche trug sie in der rechten Hand. Der Meerwind blies gegen ihr Gesicht, wehte die dunklen Haare zurück und ließ die runden Ringe an den Ohren blitzen. Die Haut war dunkel, auf den Lippen lag ein natürliches Lächeln. Der Wind drückte das weit geschnittene T-Shirt gegen ihren Körper. Es war zu erkennen, daß die Kleine eine prächtige Figur hatte.

»Sie wird gleich geholt!« kommentierte Carol.

»Und sie spricht auch darauf an?«

»Wenn jemand mit einer Kamera herumläuft, die große Schau abzieht, etwas von Filmrahm erzählt, schmelzen die Mädchen dahin. Die meisten sind arm wie Kirchenmäuse und besitzen nur ihren Körper.«

Suko gab ihr recht. Er nickte jedoch nur und schaute weiterhin zu. Die Kleine wurde angesprochen. Von dem Mann war nur der Rücken zu sehen, nicht das Gesicht.

Dann aber drehte er sich um.

Suko spannte sich.

Und da geschah es.

Es begann mit einem Knistern, einem harten Reißen. Im nächsten Augenblick zuckten kleine Flämmchen in die Höhe, und zwei Lidschläge später stand die Filmrolle in Flammen…

***

Der Mann wirkte auf mich wie jemand, dem alles egal ist. Ein Toter aus der Hölle, eine vom Teufel gelenkte Mordmaschine mit einem Flammenwerfer, die alles vernichten konnte, was sich ihr in den Weg stellte. Und deshalb war er auch aus dem Fegefeuer geschickt worden.

Innerhalb einer kaum meßbaren Zeitspanne schoß mir dies alles durch den Kopf. Da ich wußte, daß der Mann nichts mehr zu verlieren hatte, reagierte ich dementsprechend.

Mein rechter Fuß drückte das Gaspedal durch.

Plötzlich wurde der Bentley zum Bockspringer. Ich pfiff auf den zerfetzten Reifen und wollte nur noch eines: Diesen unheimlichen Kerl überrollen.

Das wußte er auch, und er setzte seine Killerwaffe gegen mich ein.

Urplötzlich sah ich ihn nicht mehr, und eine gewaltige Feuerwand quoll aus dem Flammenwerfer und jagte auf mich zu.

Ein wirbelnder Flammensturm, in den der Bentley geradewegs hineinraste. Mit mir als Fahrer – das aber nicht mehr lange, denn der Wagen sollte für mich nicht zu einem brennenden Sarg werden.

Ich hatte mich nicht angeschnallt. Jetzt war es einmal von Vorteil.

So gewann ich vielleicht eine Sekunde, konnte den Wagenschlag aufstoßen und katapultierte mich aus dem noch immer rollenden Bentley heraus.

Ich spürte den harten Boden, überrollte mich einige Male, und es gelang mir, mich so unter Kontrolle zu halten, daß ich zumindest den Kopf schützen konnte.

Die Geschwindigkeit des Wagens hatte sich auch auf mich übertragen. Der Schrotthügel würde uns bald stoppen.

Es war ein brutaler, gemeiner Aufschlag. Wo ich gegen prallte, sah ich nicht, da ich meine Augen geschlossen hielt. Es tat aber höllisch weh. Etwas schlitzte wie ein Messer meine Kleidung am Rücken auf, jedenfalls hatte ich das Gefühl, doch im nächsten Moment hing ich fest.

Wo genau, das wußte ich nicht. Es war ein aus dem Metallhügel hervorstehendes Teil, das mich aufgehalten hatte. Vielleicht eine Stoßstange, aber das interessierte mich im Moment nicht.

Ich sah etwas ganz anderes.

Er stand inmitten der wabernden Flammenwand. Seine Gestalt verwischte aber wie ein Schatten, als das Feuer den Wagen umhüllte.

Ich konnte es nicht glauben. Er brannte. Mein Bentley, dieses alte Schlachtschiff, das mit mir durch dick und dünn gegangen war. Er war mit mir älter geworden. Oft hatten Bekannte gelästert, weil ich einen alten Wagen fuhr, es hatte mich nur selten gestört. Jetzt war alles anders. Der Bentley brannte, wie auch meine Augen. Und dies lag nicht allein am Feuer oder am Rauch. Das Gefühl kam auch von innen her, ich hatte an meinem Wagen gehangen.

Der Silbergraue brannte aus. Und er würde bald in die Luft fliegen, wenn das im Tank schwappende Benzin in Brand geriet.

Ich mußte weg, da ich zu nahe an dem brennenden Auto lag.

Deshalb befreite ich mich von diesem Hindernis und hörte trotz der fauchenden und knatternden Flammen hinter mir etwas knacken, als sich einiges zur Seite bewegte. Etwas rollte auf meinen Rücken und von dort aus weiter. Es war ein verrosteter Blecheimer.

Ich hatte es endlich geschafft und sah zu, vom brennenden Wagen wegzukommen. Um den Hügel stolperte ich herum. Meine Augen brannten, ich war schmutzig, leicht lädiert, aber nicht kampfunfähig.

Da geschah es!

Die Explosion schleuderte den Wagen noch ein Stück in die Höhe, bevor er auseinanderflog. Das allerdings sah ich nicht mehr, denn ich hatte mich zu Boden geworfen.

Flammendes Benzin, Blech- und Wrackteile waren die tödlichen Grüße, die mich zum Glück nicht erwischten, sondern irgendwo anders einschlugen und weitere Gegenstände ins Rutschen brachten.

Nicht weit von mir entfernt lag ein stinkender, brennender und qualmender Reifen. Eine dichte schwarze Wolke stieg von ihm hoch und wurde weggetrieben.

Ich stand auf.

Trauern konnte ich um meinen Wagen nicht mehr und dachte daran, daß ich ein unwahrscheinliches Glück gehabt hatte, denn der Koffer hatte sich nicht in ihm befunden. Dieses kleine Waffenarsenal lag bei mir zu Hause, und dies schon seit einigen Tagen, weil dort etwas am Schloß nachgesehen werden mußte.

Also blieben mir diese Dinge erhalten.

Erhalten würde mir auch dieser Typ aus dem Fegefeuer bleiben.

Ich war sicher, daß er die Detonation überstanden hatte. Die Druckwelle war an mir vorbeigefegt. Sie hatte auf den Hängen der Schrottberge einiges durcheinander gebracht.

Die größten Teile blieben zum Glück stecken, aber es lösten sich einige Dinge wie auch eine Autotür.

Sich hochkant überschlagend, näherte sie sich dem Hügelrand, hackte irgendwo in den weichen Boden und blieb liegen. Kleinere Teile rollten und rutschten noch nach, dann nichts mehr.

Ich war wieder aufgestanden. Vor mir brannten die einzelnen Bentleyteile. Mir tat es in der Seele weh, denn der Wagen war über Jahre hinweg ein treuer Gefährte gewesen.

Ich schüttelte die Trauer ab. Jetzt ging es nur darum, daß ich am Leben blieb. Alles andere konnte mir gestohlen bleiben.

Ich lief auf die gegenüberliegende Seite und kletterte am Hang eines Schrotthügels hoch. Rauch wehte gegen mich. Die Augen tränten, das Zeug biß wie Säure.

Ich suchte, aber ich fand ihn nicht.

Der Kampfkoloß war nicht zu packen. Es hatte ihn auch nicht erwischt. Er mußte sehr schnell Deckung gefunden haben.

Wohl war mir nicht, als ich mir vorstellte, welche Waffen sich in seinen Händen befanden.

Das war nicht allein der Flammenwerfer, auch noch andere Dinge. Ich dachte an die Handgranaten, die schweren Revolver, die gefiederten Pfeile und die Maschinenpistole.

Hinzu kamen noch die Krallen, die er ebenfalls als tödliche Waffen einsetzen konnte.

Das sah nicht gut aus.

Wenn es überhaupt einen Vorteil für mich gab, so lag er darin, daß ich mich dem Ausgang ziemlich weit genähert hatte. Ich mußte nur an meinem ausbrennenden Wagen vorbei und noch wenige Schritte laufen, um ihn zu erreichen.

Doch war es nicht falsch, wenn ich das tat?

Den gleichen Gedanken hatte bestimmt auch mein Gegner. Nein, so nicht. Ich würde nicht auf dem direkten Weg den Schrottplatz verlassen.

Noch war ich ziemlich locker und steckte auch voller Optimismus. Mochte der andere zehnmal so stark sein wie ich, kugelfest war er sicherlich nicht. Darauf baute ich.

Ein Stück lief ich den Hauptweg zurück, drückte mich dann nach links und tauchte in einen schmalen Pfad ein, der an einer Mauer aus Blech entlangführte. Ich las noch die Schildaufschrift. Es war der Weg zur Schrottpresse, den ich eingeschlagen hatte.

Über Schrottpressen gab es Geschichten, die mir gar nicht gefielen. Mafiosi hatten oft ihre Feinde in Schrottpressen gesteckt und sie so auf Nimmerwiedersehen verschwinden lassen. Mir sollte so etwas nicht passieren. Jedenfalls stand diese Presse schon seit langem still. Es war die Frage, ob sie überhaupt noch funktionierte.

Nicht allein das Wissen um den Killer machte mir Angst. Es war auch noch ein anderes Gefühl dabei. Ich war von den Resten der Zivilisation eingerahmt. Kalte Schrottberge, die ein Gefühl des Horrors vermittelten. Hier lebte nichts mehr, alles war seelenlos, ich sah nicht einmal einen vertrockneten Grashalm. Selbst das zähe Unkraut hielt sich nicht auf diesem verdammten Platz.

Der Boden war aufgeweicht und naß. Schlamm und Pfützen bedeckten ihn. Eine Mondlandschaft mit toten Augen umgab mich, und darüber lag ein düsterer Winterhimmel.

Irgendwann erreichte ich die große Presse. Sie lag links von mir.

Ein mächtiges Gebilde, zu dem auch ein Kran gehörte, der die alten Wagen in die Presse schaffte.

Und wo steckte Baphomets Diener?

Ich hatte ihn auf meinem Weg bis zur Presse nicht gesehen und auch nicht gehört. Konnte sich dieser Typ tatsächlich lautlos bewegen? Das wollte mir nicht in den Kopf, aber es mußte so sein.

Die traurige Umgebung war nahe der Schrottpresse aufgelockert.

Auch hier standen zwei Baracken, ein Parkplatz war vorhanden, den Zaun sah ich ebenfalls.

Er lag nicht einmal weit entfernt. Ein Windstoß fuhr gegen den Maschendraht und bewegte ihn.

Aber wo fand ich den Killer?

Ich war mir sicher, daß er mich unter Kontrolle hielt. So aufmerksam ich mich auch umsah, entdecken konnte ich ihn nicht. Ließ er mich

tatsächlich laufen?

Ich mußte es auf einen Versuch ankommen lassen und bewegte mich auf den Zaun zu.

Die Umgebung blieb ruhig. Es sprengte auch niemand die Tür der Baracke auf. Wenn der andere sich irgendwo versteckt hielt, dann vielleicht hinter dem Bau.

Das hatte er nicht.

Er befand sich ganz woanders.

Und das wurde mir plötzlich klar, als ich das quietschende Geräusch über mir hörte.

Ich blieb stehen, blickte hoch und sah ihn an diesem großen Kran hängen, dessen Arm schwenkte. Über mehrere Rollen liefen die Seile, an deren Ende ein gewaltiges Fragezeichen hing. Es bestand aus Eisen und an ihm hing der Mann.

Der Killer hatte den Kran – auf welche Weise auch immer – in Bewegung gesetzt. Mit einer Hand hielt er sich am Haken fest. Die andere wollte er für seine Handgranaten frei haben. Mit den Zähnen löste er den Stift, und während er durch die Luft schwebte, schleuderte er das erste scharfe Metallei schon auf mich zu…

***

Carol Maynard sprang hoch. Sie schrie dabei, und auch Suko zuckte zurück.

Auf der Leinwand war kein Bild mehr zu sehen, obwohl sich die Rolle noch weiterdrehte. Sie war zu einem flammenden Rad geworden, das immer mehr brennende Fetzen verlor, die vom Projektor weg und in den Raum geschleudert wurden.

»So tun Sie doch was!« schrie Carol. Sie war von einem brennenden Stück Film getroffen worden. Das *Zeug* klebte an ihrem Rock, und sie schlug mit den Handflächen auf die Flamme.

Suko wußte genau, wie schwer dieses Zeug zu löschen war. Mit Wasser konnte er da nichts ausrichten.

Er tat etwas anderes.

Suko stellte die Stromzufuhr ab, indem er kurzerhand den Stecker aus der Dose zog. Jetzt drehte sich die Spule wenigstens nicht mehr.

Carol schlug gegen ihren Rock. Dort hatte sich das Zeug festgeklebt, und es war schwer für sie, die Flammen zu ersticken. Sie schaffte es schließlich doch.

Auch Suko kümmerte sich um die einzelnen Brandherde. Er trat sie aus, anders konnte er sie nicht löschen. Dann ließ er sich aufatmend in einen zweiten Sessel sinken, drehte den Kopf und blickte seinen jungen Schützling an.

Er sah die Angst in den Augen des Mädchens. Stinkender Rauch trieb durch das Zimmer und die Tür. Carol mußte husten, lehnte sich

wieder zurück und legte die Hände auf die Lehnen.
»Alles okay?« fragte Suko.
Sie schüttelte den zurückgelehnten Kopf. »Nein, gar nichts ist okay. Überhaupt nichts.«
»Wir haben es überstanden.«
»Das stimmt allerdings. Aber wieso konnte dieser Film plötzlich brennen?«
»Ich weiß es nicht.«
»Da wollte doch jemand, daß wir ihn uns nicht bis zum Ende ansehen.«
»Allerdings.«
»Und wer?«
Suko lächelte. »Sie stellen Fragen, Carol, die ich leider auch nicht beantworten kann. Ich weiß einfach nicht, was hier gespielt wird und wer genau unser Gegner ist.«
»Dieser Baphomet.«
»Kann sein, aber wie war es mit Ihrem Vater?«
Wieder mußte sie husten und beugte sich dabei vor. Als sie die Hand von den Lippen nahm, sagte sie leise: »Ich weiß nicht, was Sie immer mit meinem Vater haben, Suko.«
»Er ist der Schlüssel in diesem Fall.«
»Zu wem denn?«
Carol hielt trotz allem noch zu ihrem Vater. Das war verständlich, aber Suko dachte anders. Wenn sich ein Mensch einen so schrecklichen Film zulegte, konnte er nicht normal sein. Möglicherweise war er auf die dämonische Seite abgefahren.
»Hat er mit Ihnen nie über den Film gesprochen?«
Das Mädchen schlug heftig auf die Sessellehne. »Ich weiß nicht, was Sie wollen, Inspektor. Der Film ist zerstört worden…«
»Eben.«
»Wie…?«
»Die Sache ist einfach. Man hat ihn bewußt in Brand gesteckt. Man kann auch sagen, irgendwelche Kräfte haben dafür gesorgt, daß er vor unseren Augen entflammte.«
»Welche denn?«
»Dämonische.«
»Das hieße ja, daß sie uns unter Kontrolle halten.« Carol hatte sich so gedreht, daß sie Suko anschauen konnte.
»So ähnlich denke ich auch.«
Sie überlegte weiter und bewies, daß sie logisch nachdenken konnte. »Irgendwelche Kräfte«, murmelte sie. »Dämonische Kräfte, die unter Umständen hier im Haus lauern – oder?«
»Sehr richtig.«
»Aber das wäre ja…« Sie sprang auf und ballte die Hände.

»Meine Güte, das wäre ja furchtbar.«
»Sie haben es erfaßt.«
Carol Maynard ging im Zimmer auf und ab. Suko ließ sie in Ruhe. »Andere Kräfte in diesem Haus und dazwischen mein Vater. Wahrscheinlich hat er sich sogar mit ihnen verbündet oder noch mehr. Er hat sie unter Umständen selbst herbeigeholt…« Sie blieb stehen und sprach nicht mehr weiter. Ihrem Gesichtsausdruck konnte Suko entnehmen, daß sie sich über ihre eigenen Worte erschreckt hatte.
»Endlich haben Sie begriffen.«
»Solange nichts bewiesen ist, lasse ich auf meinen Vater nichts kommen. Obwohl er sich von meiner Mutter getrennt hat, habe ich mich mit ihm gut verstanden, wenn ich ihn sah.«
»Das streitet auch keiner ab. Aber es sind verschiedene Paar Schuhe, Miß Maynard.«
»Möglich.«
»Setzen Sie sich wieder hin…«
»Nein, ich ziehe mich erst um. In diesem Rock kann ich nicht mehr herumlaufen. Warten Sie.«
»Bis gleich.«
Carol verschwand. Wahrscheinlich wollte sie auch allein über alles ungestört nachdenken.
Auch Suko blieb nicht mehr im Sessel sitzen. Er schob sich in die Höhe und trat auf eines der Fenster zu. Mit einem heftigen Ruck riß er den Vorhang zur Seite. Auch bei den anderen Fenstern löste er die Verdunkelung. Tageslicht strömte in den Raum. Nicht sehr hell, dafür winterlich grau. Suko blickte in den verwilderten Garten. Die Gegend war einsam hier. Ein idealer Ort, um irgendwelche Aktivitäten zu verbergen. Er war fest davon überzeugt, daß der Autor etwas zu verbergen gehabt hatte. Wahrscheinlich hatte er sich mit Dingen beschäftigt, die jenseits der menschlichen Begriffsgrenze lagen. Suko nahm sich vor, noch einmal über den Film mit Carol zu reden. Da mußte der springende Punkt liegen, gewissermaßen die Lösung des Falles.
Er wollte sich schon abwenden, zudem hörte er die Schritte der zurückkehrenden Carol, als er nicht weit vom Haus entfernt eine Bewegung bemerkte.
Ein Schatten huschte dicht über den Boden. Sehr schnell, wendig und geschmeidig.
Suko konnte nicht erkennen, ob es sich dabei um ein Tier oder einen Menschen gehandelt hatte. Jedenfalls sah er ihn einen Lidschlag später nicht mehr.
»Ich bin wieder da!«
Carol stand an der Tür und hatte sich umgezogen. Sie trug ein einfaches schulterfreies Wollkleid und hatte sich eine Strickjacke

umgehängt.
»Frieren Sie nicht?« fragte Suko.
»Ja. Aber es war das einzige Kleid, das ich gefunden habe. Die Jacke stammt von meinem Vater.«
»Okay.« Er wechselte das Thema. »Gibt es hier in der Umgebung eigentlich Wild?«
»Meinen Sie Rehe oder so?« Carol kam näher.
»Ja.«
»Das kann ich mir schon vorstellen. Ich selbst habe noch kein Reh gesehen. Wieso denn?«
»War nur eine Frage.«
Sie blickte ihn so an, als würde sie ihm nicht glauben, gababer weiterhin keinen Kommentar. Dafür fragte sie: »Ist Ihnen eigentlich eine Lösung eingefallen?«
»Nein.«
»Dann wissen Sie auch nicht weiter?«
Suko legte die Stirn in Falten. »So ist das nicht. Ich möchte noch einmal auf den Film zurückkommen…«
Carol verdrehte die Augen. Das Thema war ihr unangenehm.
»Bitte nicht, ich habe damit nichts zu tun.«
»Kann ich mir denken. Trotzdem ist die Sache noch nicht ausgestanden. Weshalb hat man uns daran gehindert, den Film zu betrachten? Das ist der entscheidende Punkt.«
»Ich habe keine Ahnung.«
»Berichten Sie mir noch einmal von seinem Inhalt.«
Das Mädchen wehrte sich. »Nein, tut mir leid. So etwas können Sie nicht von mir verlangen. Das schaffe ich einfach nicht.«
»Bitte, Carol.«
»Und was haben Sie davon?«
»Ich suche nach diesem erwähnten springenden Punkt. Die Lösung dieses Falles muß in dem Streifen aufgezeigt sein.«
»Sie haben doch das Mädchen gesehen. Es zeigte sich sehr willig, ließ sich ansprechen und durch diese Filmangebote locken. Man konnte mit ihm machen, was man wollte.«
»Sie wurde also getötet.«
»Ja. Und zwar auf dieser Plattform. Sie saß dort, aus der Tiefe stieg dieses gräßliche Feuer. Sie erlebte eine furchtbare Angst und…«
Suko unterbrach sie. »Ich denke nicht an das Mädchen, obwohl es mir sehr leid tut. Ich möchte von Ihnen etwas anderes wissen. Denken Sie an den Film und vergegenwärtigen Sie sich die Umgebung, in der der Streifen gespielt hat.«
»Wie meinen Sie das denn?«
»Ganz einfach. Ich möchte gern erfahren, wo der Film gedreht wurde. Wo hat man ihn aufgenommen? Diese Plattform, deren

Existenz ich nicht bezweifle, muß irgendwo gestanden haben.«
»Das stimmt.«
»Ich will den Ort wissen.«
Carol lachte. Sie zog die Jacke vor ihrer Brust zusammen.
»Verlangen Sie nicht etwas viel von mir? Ich soll Ihnen sagen können, wo sich die Plattform befunden hat?«
»So ist es.«
»Das kann ich nicht.«
»Dessen bin ich mir nicht sicher. Ihr Vater hat in einem engen Kontakt zu Baphomet gestanden. Ich kenne diese Gestalt. Sie heißt Vincent van Akkeren. Der Mann ist ein Teufel, ein wahnsinniges Genie meinetwegen, er muß Helfer gehabt haben, die ihm die Drehorte für seine fürchterlichen Streifen zur Verfügung stellten.«
»Und Sie tippen dabei auf meinen Vater?«
»So ist es.«
»Aber er wollte doch nicht mehr.«
»Später nicht, doch in den Monaten oder Wochen zuvor hat es sicherlich anders ausgesehen.«
Carol stöhnte und stützte ihre Hände auf die Rückenlehne eines Sessels. »Meine Güte, was machen Sie mit mir? Sie bringen mich in eine nahezu verzweifelte Lage.«
»So dürfen Sie das nicht sehen, Carol. Ich will Ihnen helfen.«
Das Mädchen ließ sich tatsächlich Zeit. Carols Gesicht war anzusehen, wie stark sie über das Problem nachdachte. Wahrscheinlich lief der Film noch einmal vor ihrem geistigen Auge ab. »Ja«, sagte sie. »Da war etwas. Diese… diese Plattform muß in einem Keller gestanden haben.«
»Das ist doch schon was.«
»Aber in welchem?«
»Denken Sie nach«, sagte Suko. »Versuchen Sie, sich an Einzelheiten zu erinnern.«
»Das will ich nicht! Ich habe diesen Film gehaßt!« schrie sie plötzlich. »Aber es war wie ein Zwang. Ich habe hingesehen, mich dabei nicht auf die Umgebung konzentriert. Jedenfalls war es ein Keller oder ein Verlies, in dem das Schreckliche geschah.«
Suko nickte. Dann stellte er die alles entscheidende Frage. »Könnte es der Keller dieses Hauses gewesen sein?«
Carol Maynard blickte den Inspektor an, als hätte ihr dieser einen schmutzigen Antrag gemacht. »Wissen Sie eigentlich, was Sie da gesagt haben?« fragte sie flüsternd.
»Das weiß ich genau.«
Das Mädchen war völlig durcheinander. Einerseits wußte sie, daß sie sich nicht auf sich selbst verlassen konnte und Sukos Beistand brauchte, obwohl er ihr die ihrer Meinung nach so ungeheuerlichen

Dinge an den Kopf geworfen hatte. »Im Keller dieses Hauses«, hauchte sie. »Wissen Sie eigentlich, was Sie damit gesagt haben? Das ist einfach furchtbar. Sie verleumden meinen Vater, Sie verleumden auch noch mich…«

»Carol, ich habe nur nachgedacht.«

»Aber falsch!« schrie sie.

»Ihr Vater besaß den Film. Ich weiß nicht, ob er allein als Käufer aufgetreten ist. Möglicherweise war er ein Mitwisser. Und wenn wir beide uns den Keller dieses Hauses einmal ansehen, könnten wir ihn unter Umständen von diesem Verdacht befreien. So müssen Sie das sehen. Ich will Ihnen nichts, glauben Sie mir. Sollte ich mit meiner Vermutung aber recht haben, ist es immerhin eine Möglichkeit, ein großes Stück voranzukommen.«

»Inspektor, Sie haben eine Art an sich, der ich nicht beipflichten kann. Aber bitte.«

»Sie gehen mit mir in den Keller?«

»Ja.«

»Wie lange haben Sie ihn nicht mehr betreten?«

»Das ist…« Sie hob die Schultern. »Das ist immerhin schon einige Zeit her. Vielleicht Jahre.«

»Ich bin ja bei Ihnen.«

»Dann gehen wir.«

Carol ging mit gesenktem Kopf vor. Sie fürchtete sich, das war Suko klar. Nur konnte er ihr diesen Gang nicht ersparen. Es stand einfach zuviel auf dem Spiel.

Dieser Baphomet und dessen Fegefeuer konnte sich zu einer Gefahr für die gesamte Menschheit ausweiten…

***

Die Handgranate fiel!

Sie eierte regelrecht dem Boden entgegen. Mir blieb nicht viel Zeit, mich in Deckung zu werfen.

Das schaffte ich nicht mehr.

Der Kerl dort auf dem Kran hatte sich verrechnet, denn das Höllenei detonierte auf halbem Weg zwischen Kran und Erde.

Ich sah den Blitz, hörte das peitschende Krachen. Der Druck strahlte nach allen Seiten ab, ich begann zu rennen und hechtete zu Boden. Viel spürte ich von der Druckwelle nicht, jedoch hatte ich Angst vor den verdammten Splittern, die lebensgefährliche Wunden reißen konnten.

Auch sie verschonten mich.

Dafür schlidderte ich durch den Matsch und lag nicht weit von einer Baracke entfernt. Dort rollte ich mich auf den Rücken, kam wieder hoch und zog meine Beretta.

Der andere hing noch immer in luftiger Höhe. Eine zweite Granate schleuderte er nicht mehr, aber er hatte nach seiner Maschinenpistole gegriffen und sie losgehakt. Wenn er schießen wollte, mußte er sie mit einer Hand festhalten.

Für ihn eine Kleinigkeit. Er schwenkte die schwere Waffe wie eine Spielzeugpistole herum, zielte in meine Richtung, aber ich war schneller und drückte zweimal ab.

Die Beretta bellte trocken auf. Die Entfernung war verdammt groß, ein genaues Zielen unmöglich. Wenn ich den anderen trotzdem erwischte, glich es mehr einem Zufallstreffer.

Vielleicht hatte er das Pfeifen der Kugeln gehört und wußte von der Gefahr, jedenfalls zog er plötzlich seine Beine an, so daß es aussah, als würde er eine Rolle schlagen.

Das wollte er nicht, sondern weiterklettern. Und er bewies mir, wie geschmeidig und gelenkig er war, denn er zog sich nur mit einer Hand am Stahlseil des Krans hoch.

Meine Güte, hatte der Mann Kraft.

Und er schoß noch.

Ich sah das Blitzen vor der Mündung, und der Kugelregen aus seiner MPi jagte dem Boden entgegen und zog dort seine Spur, die zum Glück nicht in meine Nähe geriet, dafür wühlten die einzelnen Geschosse den Untergrund auf. Ihre Bahn war genau zu verfolgen, und ich hetzte von dieser Spur weg.

An der Baracke stoppte ich.

Der andere hatte das obere Ende des Krans erreicht. Dort turnte er über die Rolle hinweg, wurde von dem Gestänge gut gedeckt, so daß ich nicht mehr schießen konnte.

Wahrscheinlich war die Distanz auch zu groß. Ich hätte ihn kaum noch mit einer Kugel erwischt.

Eigentlich war die Lage günstig. Wenn der andere mich erwischen wollte, mußte er den Weg nach unten nehmen. Das kostete Zeit.

Ich war nicht so vermessen, zu behaupten, daß ich eine Auseinandersetzung mit ihm gewinnen würde. Deshalb wollte ich mich verziehen.

Der Zaun lag nicht weit entfernt. Ich konnte ihn mit wenigen Schritten erreichen und kletterte an ihm wie ein Eichhörnchen in die Höhe. Unter meinem Gewicht bog er sich. Er kam mir halb entgegen. Ich schaffte es dennoch, ihn zu überwinden. Auf der anderen Seite ließ ich mich fallen.

Erst jetzt warf ich wieder einen Blick zurück. Der andere war nicht zu sehen. Wahrscheinlich turnte er noch auf dem Kran herum.

Genau konnte ich es nicht erkennen, denn ein aufgetürmter Schrotthügel verdeckte einen Teil meines Blickfeldes.

Allmählich beruhigte sich mein Herzschlag. Was hinter mir lag, war

nicht von schlechten Eltern gewesen, das war mir schon an die Nieren gegangen.

Der Schrottplatz befand sich in einer für ihn typischen, ziemlich einsamen Gegend. Gegenüber, nur durch eine Straße getrennt, lag das Gelände einer Fabrik. Sie war längst stillgelegt worden. Die alten Gebäude verrotteten. Niemandkam auf den Gedanken, das Grundstück zu kaufen und dort eine neue Industrieanlage anzusiedeln.

Lief ich die Straße weiter hoch, gelangte ich irgendwann in eine belebte Gegend. Aber dieser Weg bot mir wenig Deckung, und ich rechnete damit, daß mich der Typ aus dem Fegefeuer verfolgen würde. Deshalb entschied ich mich, über das Fabrikgelände zu gehen.

Nicht einmal ein Auto fuhr hier vorbei. Am hellichten Tag mutterseelenallein in London, so etwas war auch selten.

Ich überquerte die Straße. Das Gelände war nicht eingezäunt. So konnte ich auf das Grundstück laufen und erreichte die erste alte Backsteinhalle. Über einem Tor stand noch der verblichene Schriftzug zu lesen. Wem die Fabrik einmal gehört hatte, wußte ich nicht.

Mir war auch nicht bekannt, was man dort produziert hatte. Ich rannte an der Halle entlang und lief dabei über einen aufgerissenen Boden, in dem es so viele Schlaglöcher gab wie Pickel im Gesicht eines Heranwachsenden.

Von meinem Verfolger war nichts zu sehen. Immer wieder warf ich einen Blick über die Schulter, denn das kalte Gefühl im Nacken war nicht gewichen.

Es sorgte dafür, daß ich stetig weiterlief. Eine gewisse Furcht trieb mich an, zudem überlegte ich bereits, was ich als nächstes unternehmen mußte.

Derek Maynard war die Spur!

Zwar gab es ihn nicht mehr, aber möglicherweise hatte er Unterlagen hinterlassen, die mich zu Vincent van Akkeren führten. Ich dachte noch an unser Telefongespräch.

Er hatte schnell und viel geredet. Die Angst war unüberhörbar gewesen. Trotzdem hatte er darauf bestanden, mich auf dem Schrottplatz zu treffen. Er wollte keine anderen Menschen in Gefahr bringen, da er bereits gefühlt hatte, wer ihm auf den Fersen war.

Der seelische Druck war zu groß geworden, so daß er sich entschieden hatte, auszusteigen.

Ich rannte weiter über das leere Fabrikgelände und sahschon die ersten Bäume. Auch hörte ich die Geräusche der fahrenden Wagen auf einer glatten Straße.

Für mich war es herrlich. Die normale Welt hatte mich wieder, und der Alptraum lag zunächst einmal hinter mir.

Selbst die Winterluft schmeckte mir wieder, als ich tief einatmete.

Beim Ausatmen jedoch fiel mir ein, daß ich so etwas wie einen guten

Freund verloren hatte.
Es gab den Bentley nicht mehr.
Ein Stimmungstief erfaßte mich. An diesem Wagen hatte ich so gehangen. Er war für mich ein guter Begleiter gewesen – eben ein Freund. Die feurige Lohe eines Flammenwerfers hatte ihn zerstört.
Ich mußte schlucken, aber den Blick richtete ich nicht zurück, sondern nach vorn.
Irgendwo mußte die Victoria Road liegen, und die mußte ich erreichen. Ich kenne London zwar sehr gut, aber mehr die City. Hier befand ich mich in Kilburn, so ziemlich an der Grenze.
London ist zudem eine Stadt der Taxen. Jemand hatte mal geschrieben, daß es 80.000 davon gibt. Wenn das tatsächlich stimmte, mußte ich einen dieser Wagen zu fassen kriegen.
Ich blieb am Straßenrand stehen. Hinter mir lag das Gelände der Fabrik.
Vor mir die Straße, an der gegenüberliegenden Seite zog sich eine Häuserfront entlang. Ich sah spielende Kinder vor den Türen, aus zwei Fenstern schauten alte Leute.
Auch mich sah man.
Vor allen Dingen der Fahrer des Taxis, dem ich zuwinkte, als ich den Wagen sah.
Der Mann stoppte. Bevor ich einsteigen konnte, hob er die Hand.
»So nicht, Mister. Schauen Sie mal, wie Sie aussehen.«
»Das weiß ich selbst, aber das ist ein Notfall.« Ich zeigte ihm meinen Dienstausweis.
Er runzelte die Stirn, hob die Schultern, schimpfte noch auf die Polizei, fuhr aber dann an, als ich mich in die Polster fallen ließ.
»Wohin?«
»Scotland Yard.«
»Ist ‘ne weite Strecke.«
»Sicher.«
»Haben Sie Action hinter sich?« Im Gegensatz zu vielen anderen Londoner Taxifahrern war er ziemlich gesprächig, aber ich wollte mich auf keine lange Erklärung einlassen.
»Es geht.«
»Meinetwegen.« Er hatte verstanden, schob seine Schirmmütze in den Nacken und schwieg.
Wir befanden uns noch immer auf der Straße. Es war die Victoria Road. Das Umfeld hatte sich verändert. Die Häuserfronten lagen jetzt weiter zurück, dafür wuchsen die Bäume bis dicht an den Rand der Straße. Ich dachte bereits nach vorn und nicht mehr daran, was eigentlich hinter mir lag. Ich war fest davon überzeugt, diesem Killer aus dem Fegefeuer entkommen zu sein.
Da irrte ich mich.

Er war plötzlich da, und er nahm keine Rücksicht auf seine Umgebung. Aus dem Schatten zwischen zwei Bäumen löste er sich, sprang mitten auf die Straße und kümmerte sich nicht darum, daß die Fahrer der Autos hart auf die Bremsen treten mußten, die Fahrzeuge sich querstellten und mit jaulenden Reifen gegeneinanderkrachten.

Auch mein Fahrer hatte gebremst. Ich wurde nach vorn geschleudert, der Gurt hielt mich, und ich hörte die schreiende Frage des Drivers.

»Was ist das denn für ein Verrückter?«

»Das ist kein Verrückter, das ist der Tod«, schrie ich zurück und starrte wieder gegen den Flammenwerfer…

***

Carol Maynard hatte es noch einmal versucht und sich gegen Sukos Wunsch aufgelehnt, doch der Inspektor war hart geblieben. »Wir müssen in den Keller«, sagte er.

»Und wenn wir dort nichts finden?«

»Um so besser.«

»Ich weiß nicht…« Sie hob die schmalen Schultern, auf die Suko seine Hände legte.

»Wovor haben Sie Angst, Carol?«

»Soll ich Ihnen das wirklich sagen?«

Der Blick ihrer Augen nahm einen etwas verloren wirkenden Ausdruck an. »Ich habe Angst davor, daß Sie recht behalten, Suko. Daß mit meinem Vater etwas nicht stimmt. Daß er einen anderen Weg gegangen ist. Den gefährlichen Weg, verstehen Sie?«

»Ja.«

»Davor fürchte ich mich. Ich will ihn in guter Erinnerung behalten, trotz dieser Filme. Wenn ich mir vorstelle, daß der schreckliche Streifen in diesem Haus gedreht sein könnte, ich würde verrückt werden. Das könnte ich nicht ertragen.«

»Wissen Sie denn mehr?«

»Je länger ich darüber nachdenke, um so unsicherer werde ich. Es könnte sein, es könnte nicht sein, das ist alles so furchtbar und einfach nicht zu durchschauen.«

»Wir werden den Beweis im Keller finden.«

»Das hoffe ich, obwohl ich mich davor fürchte.«

Die Unterhaltung hatte vor der Kellertür stattgefunden. Es war eine alte Holztür, außen vergammelt, mit Mulden und Löchern, in denen der Dreck saß. Verklebte Spinnweben bildeten eine pilzig aussehende Schicht, und die Klinke hing nach unten.

Suko zog die Tür auf.

Er hatte nichts weiteres erwartet als einen normalen Keller und wurde auch nicht enttäuscht.

Kein Modergeruch strömte den beiden entgegen, sondern normaler

Kellergestank, ein bißchen feucht und klamm. Licht gab es auch.
Die Leitung war nur nicht unter Putz gelegt worden. Sie wand sich wie eine schwarze Schlange unter der Decke entlang.
Die Steintreppe war alt und steil. Man mußte achtgeben, um auf den Stufen nicht zu stolpern, deshalb mußten sich beide an dem schmalen Geländer festhalten.
Suko ging vor. Das Mädchen setzte seine Schritte zögernder. Im trüben Gelblicht der Lampe konnte der Chinese die Stufen sehen, und er blieb plötzlich stehen.
»Was haben Sie?« flüsterte Carol.
»Schauen Sie mal.« Suko holte jetzt seine kleine lichtstarke Lampe hervor und leuchtete die entsprechende Stufe an.
»Das ist ein Abdruck.«
»Sehr richtig«, bemerkte der Inspektor.
»Ich weiß nicht, wer ihn hinterlassen hat. Vielleicht mein Vater.«
»Möglich. Mir sieht er allerdings ziemlich frisch aus, fast so wie unsere.«
Carol faßte Suko an. »Könnte das heißen, daß sich außer uns noch jemand im Keller aufhält?«
»Unter Umständen ja.«
»Das wäre doch schlimm.« Sie hatte ihre Stimme zu einem Flüstern gesenkt.
Suko lachte leise. »Wir beide werden uns schon nicht ins Bockshorn jagen lassen. Warten wir zunächst einmal ab.«
Sie gingen weiter und hatten die Treppe rasch hinter sich gelassen. Der Strahl aus der Lampe war noch immer auf den Boden gerichtet, weil Suko die Spuren weiter verfolgen wollte. Sie führten in den Keller hinein und hörten irgendwann auf.
Das war auf einem glatten Steinstück. Es glänzte dunkel und zeigte gleichzeitig ein Spinnennetzmuster aus feinen Rissen.
»Jetzt sind Sie an der Reihe«, sagte Suko, als er stehengeblieben war.
»Wieso?«
»Sie kennen sich hier aus.«
Carol zog die Jacke wieder enger um ihre Schultern und nickte.
»Ja, ich kenne mich aus«, hauchte sie. »Aber ich war lange nicht mehr hier unten. Jedenfalls ist der Keller groß. An einigen Stellen aber niedriger und auch unheimlicher.«
»Wo liegen die Vorratsräume?«
Sie deutete nach rechts.
»Gehen wir dahin«, entschied Suko.
Carol Maynard war so nervös, daß sie Sukos Hand nicht losließ.
Hin und wieder blies sie sich eine Haarsträhne aus der Stirn. Suko hatte schon zahlreiche Keller durchsucht und besichtigt. Er hatte unheimliche Räume kennengelernt, in denen der Tod zu Hause war,

aber auch normale Keller in Hochhäusern gesehen mit glatten Betonwänden und kaltem Licht. Dieser Keller hier lag in der Mitte.

Er war so gebaut, wie man es früher getan hatte. Mit einer vielleicht etwas zu niedrigen Decke. Suko zog sicherheitshalber den Kopf ein.

Es gab nicht einmal Lattenverschläge, geschweige denn Türen.

Sie konnten in die einzelnen Räume hineinschauen, und Suko leuchtete das an, was gelagert wurde.

Alte Bücher, Kisten, Kleidungsstücke, Kartons, die noch die Verschnürung aufwiesen, Gerumpel und Werkzeug. Aber nichts, das auf irgendwelche dämonische Aktivitäten hingedeutet hätte.

»Ich kann mir noch immer nicht vorstellen, daß mein Vater etwas damit zu tun gehabt hat«, sagte Carol.

Sie waren vor einer staubigen Wand stehengeblieben. Hier ging es nicht mehr weiter.

»Das war nur ein Teil des Kellers«, bemerkte Suko.

»Wollen Sie auch noch woanders hin?«

»Sicher.«

»Da kenne ich mich aber nicht so gut aus.«

»Das ist es ja gerade.«

»Ich glaube nicht an Ihren Verdacht, Inspektor. Vorhin habe ich gezweifelt, jetzt nicht mehr.«

»Wir werden sehen.«

Der andere Teil des Kellers war düster. Vielleicht lag es auch an der niedrigen Decke, die dicht über ihren Köpfen wie eine glatte graue Fläche schwebte.

Es gab kein Licht in diesem Teil.

»War das schon immer so?« fragte Suko, als er Carol darauf ansprach.

»Kann ich nicht sagen.«

»Aber Sie kennen diesen Teil hier?«

»Ich war einmal da.«

Suko nickte. Er suchte wieder nach Spuren. Diese Fußabdrücke gingen ihm nicht aus dem Kopf. Sie waren einfach zu frisch gewesen. Irgendwo mußte der Typ doch stecken, der vor ihnen den Keller betreten hatte. Wenn dem so gewesen war, hatte er sicherlich im Haus gelauert, wahrscheinlich ihre Gespräche belauscht und möglicherweise dafür gesorgt, daß die Filmrolle in Flammen aufging.

Suko sah die Spuren nicht mehr. Jungfräulicher Staub lag vor ihnen. Er wurde erst entweiht, wenn sie hineintraten. Zudem gab es wenig Nischen oder Vorsprünge, wo sich jemand verstecken konnte.

Sie gingen sehr vorsichtig. Nur das Aufsetzen ihrer Füße war zu hören und das leise Knirschen, wenn irgendwelche kleinen Steine von den Sohlen zertreten wurden.

Wieder stoppte sie eine Mauer.

»Hier ist der Keller…«

Suko legte einen Finger auf die Lippen des Mädchens. Er wollte nicht, daß Carol redete, da ihm etwas aufgefallen war.

Es war nur ein haardünner Hauch, ein kaum zu erkennender Schein, den nur jemand sah, der gute Augen besaß und aus dem Dunkel direkt hineinblickte.

Dieser Schein befand sich in Fußhöhe. Er schien aus dem Boden zu dringen.

Das wollte Suko einfach nicht glauben, deshalb bückte er sich und sah genauer nach.

Es war tatsächlich ein schmaler Lichtstreifen. Aber er schob sich nicht aus der Tiefe hervor, sondern leuchtete dort auf, wo sich die Wand und der Boden trafen.

Das genau war die Nahtstelle!

Suko stellte sich wieder hin und drehte sich um. Seine Lampe erfüllte die nähere Umgebung mit ihrem kaltweißen Schein. Er blickte in das Gesicht des Mädchens. Sogar die Augen wirkten bleich.

»Ich habe einen Lichtschein gesehen«, erklärte er. »Woher kann er stammen?«

»Keine Ahnung. Da ist nur die Wand.«

»Und nichts dahinter?«

»Nein…« Die Antwort klang unsicher. Carol atmete stöhnend ein. »Ich weiß nicht Bescheid. Einmal nur war ich hier.«

»Und diese Umgebung hier ist Ihnen auch nicht in dem Filmstreifen aufgefallen?«

»Nie.«

»Ich habe allerdings die Vermutung, daß wir vor einer Wand stehen, die nur so aussieht wie eine Wand. Vielleicht handelt es sich um eine Geheimtür. Verstehen Sie?«

»Ja«, hauchte Carol, »schon, aber ist das nicht zu unwahrscheinlich? Geheimtüren und so…«

»Halten Sie mal die Lampe.« Bevor Carol etwas erwidern konnte, hatte Suko ihr schon die Lampe in die Hand gedrückt. »Und jetzt leuchten Sie bitte die Mauer an. Und zwar von oben nach unten. Lassen Sie auf keinen Fall etwas aus.«

»Ja, ja…«

Suko sah sehr genau hin. Er verfolgte den zitternden Weg des relativ breiten Strahls, wie er von der Decke her langsam in die Tiefe wanderte.

Interessiert ließ er seine Blicke über die Wand gleiten. Er fühlte auch nach und stellte schon beim ersten Kontakt fest, daß es sich bei der Wand um keine solche handelte, sondern um eine nachgemachte. Die Steine waren praktisch darauf gezeichnet worden.

Als Suko klopfte, vernahm er ein hohles Geräusch.

»Haben Sie das gehört, Carol?«

»Ja.«
»Dann wissen wir ja Bescheid.«
Sie hielt ihre Hand gegen die Brust gepreßt. »Davon habe ich nichts gewußt. Dann ist das keine Mauer, sondern tatsächlich eine Geheimtür. Aber wie bekommen wir die auf?«
»Eine Klinke gibt es nicht. Also ist da ein Trick dabei. Sie brauchen nur zu leuchten. Ich werde es schon herausfinden.«
Suko kam sich vor wie ein Safeknacker, der mit den Fingerspitzen einen Geldschrank berührte.
Nur war hier kein Schloß vorhanden. Sehr glatt fühlte sich die Wand an. Suko ertastete keine einzige Fuge. Nun gehörte er zu den Menschen, die sich nicht so leicht aus der Ruhe bringen ließen. Geduld war eine seiner größten Tugenden.
Also suchte er weiter.
Hinter sich hörte er das Mädchen scharf atmen. Die beiden standen unter einer gewissen Spannung. Nur war es bei Suko ein fast schon permanenter Zustand, da er immer mit diesen Dingen zu tun hatte und von einem Fall in den anderen gejagt wurde.
Er ging bis an das untere Ende der Tür und vergaß dabei auch den Boden nicht. Seine Fingerspitzen glitten durch den Lichtstreifen. Er suchte nach irgendeinem Kontakt, einer winzigen Erhöhung im Boden – und hatte sie endlich gefunden. Und zwar an der rechten Seite der Tür, direkt an der Wand.
Carol hatte es gemerkt. »Haben Sie etwas gefunden?«
»Ich glaube schon.«
»Und was?«
»Das fühlt sich nach einem Kontakt an.« Mehr sagte Suko nicht, aber das Spannungsfeld zwischen ihnen baute sich in den folgenden Sekunden immer stärker auf.
»Mein Gott, wenn das wahr ist…« Carol sprach nicht mehr weiter. Suko aber konnte sich gut vorstellen, wie es in der Kleinen aussah.
Er hatte sich bisher noch nicht dazu überwinden können, doch jetzt drückte er zu.
Es war kein Sensorknopf, den er gefunden hatte. Der Inspektor mußte schon ein wenig Kraft einsetzen. Er spürte aber, wie er den Knopf in die Tiefe drücken konnte, stand sofort auf und trat einen halben Schritt zurück, wobei er auch das Mädchen weiterschob.
»Gleich passiert es, nicht?«
»Ich hoffe es.«
Erst nach Sekunden erfolgten die Reaktionen. Beide vernahmen sie das Summen. Gleichzeitig zitterte die Tür und schabte mit ihrem unteren Rand über den Boden.
Sie schwang nach innen.
Carol trat vor. Sie preßte sich gegen Suko, als könnte er ihr den

nötigen Schutz geben, und auf beiden Gesichtern malte sich die Spannung ab, die sie erfaßt hielt.

Das Licht nahm an Helligkeit zu. Direkt hinter der Tür lag die Quelle. Nur war es kein ruhiges Licht, das aus irgendeiner Stromquelle strömte, es war vielmehr eine flackernde Helligkeit, die auch Schatten gab, welche wiederum über die Steinwände tanzten.

Das alles interessierte nicht. Beide hatten nur Augen für das aus dem Boden wachsende Gerät, diese runde Stahlplattform, die etwa kniehoch über dem Boden schwebte und soviel Raum freiließ, daß der Widerschein aus der Tiefe zuckender Flammen das alte Verlies erleuchten konnte.

Carol stieß einen erstickten Laut aus. Sie drehte ihren Kopf nach rechts und hatte Mühe, überhaupt einen Satz hervorzubringen. »Inspektor, das… das ist wie in dem Film.«

»Ja!« flüsterte der Inspektor zurück. »Wie in diesem verfluchten Streifen, den Sie gesehen haben. Aber jetzt ist uns beiden wohl klargeworden, wo man ihn drehte.«

Carol schwieg. Sie konnte es nicht fassen, daß so etwas in einem Haus aufgenommen worden war, in dem sie gewohnt hatte. Wie sehr hatte sie dieser Streifen angeekelt, und wie stark war sie durch die grauenhaften Szenen geschockt worden!

Für sie mußte eine Welt zusammengebrochen sein.

»Da!« flüsterte sie und streckte ihre Hand aus. »Da auf der Plattform hat sie gesessen, bevor sie in die Tiefe gedrückt wurde.«

Der Mechanismus war sehr simpel. Unter der Plattform war ein dicker Stempel befestigt. Wahrscheinlich verbundenmit einer Hydraulik, die ihn in die Höhe drücken und auch in die Tiefe holen konnte. Aus der Tiefe schlugen die Flammen. Viel war von ihnen nicht zu sehen, nur die zuckenden und tanzenden Spitzen eines kalten Fegefeuers.

Es malte Flecken an die Wände, die sich immer wieder veränderten und für die beiden starr dastehenden Zuschauer so aussahen wie geisterhafte Gesichter, die schaurige Grüße ausrichten wollten.

»Ich spüre keine Wärme!« hauchte das Mädchen.

»Es ist das Fegefeuer.«

»Baphomets Feuer, nicht?«

»Ja, wir sehen hier praktisch die Boten eines Zwischenreichs. Es liegt zwischen der Hölle, dem Jenseits und uns. Zu begreifen ist es wohl kaum, aber man muß sich damit abfinden. Die Magie ist für Menschen ein Gebiet, dessen Größe man nicht messen kann.«

»Wer bewegte die Plattform?«

»Das weiß ich auch nicht, Carol. Ich nehme an, daß irgendwo in der Tiefe Kräfte lauern, die alles steuern. Rechnen wir mit Baphomet.«

»Aber er ist ein Mensch, wie Sie gesagt haben«, flüsterte Carol.

»Wer weiß.«
»Was wollen sie jetzt tun?« Als Suko keine Antwort gab, fuhr Carol fort. »Sie wollen doch nicht etwa in die Tiefe fahren und versuchen, das Feuer zu löschen?«
»Keine schlechte Idee. Nur glaube ich kaum, daß es mir gelingen wird. Dazu bin ich…«
Suko hörte mitten im Satz auf zu sprechen, denn er hatte in seinem Rücken etwas gehört.
Ein bewußt hart aufgesetzter Fuß, ein Schritt…
Er wirbelte herum.
Zum Greifen nahe stand die Gestalt vor ihm, und selbst Suko, der sich durch kaum etwas erschüttern ließ, wurde bleich…

***

Der andere nahm fast die gesamte Gangbreite ein. Zwischen seine Schultern und die Mauer paßte kaum noch ein Zündholz. Er war ein Klotz auf zwei Beinen, ein Killer, und er war bis an die Zähne bewaffnet.
Revolver steckten im Gürtel, auch Handgranaten, zudem noch eine Maschinenpistole, und er besaß Hände, deren Finger lang wie kleine, knorrige Äste waren, vorn aber spitz zuliefen.
Mordkrallen…
Das Gesicht wurde von einer Halbmaske bedeckt. Die Augenschlitze waren hineingeschnitten worden. Und was in den Öffnungen lag, erinnerte an kalte Steine.
Starr schaute er Suko an.
Das Mädchen hatte ihn auch gesehen. Carol mußte der Anblick die Sprache verschlagen haben. Sie konnte nicht mehr reden. Sie klammerte sich nur an Suko fest, und der Chinese spürte, wie sie immer schwerer wurde, als würde die Kraft aus ihrem Körper entweichen. Dabei atmete sie keuchend und abgehackt. Suko hatte kaum einen Menschen so atmen gehört. Das war schon mehr ein Schluchzen, ein verzweifeltes Luftholen, diktiert von den Fesseln der Furcht.
Suko dachte an die Spuren. Er hatte sie gesehen und war nicht vorsichtig genug gewesen.
Aufrecht konnte der andere nicht stehen. Er mußte sich bücken.
Sein kantiger Schädel war dabei nach vorn gedrückt. Das aus dem Verlies strömende Licht glitt auch über den Mann hinweg, zeichnete ein zuckendes Leben auf seine Züge, und Suko erkannte, daß die Wangen mit roten Farbstrichen bemalt waren.
Ein wahrer Teufel.
Nur – was hatte er hier zu suchen? War er vielleicht der Hüter des Fegefeuers?

Um Baphomet jedenfalls handelte es sich bei ihm nicht. Der sah anders aus. Suko glaubte auch nicht, einen Dämon zu sehen, das war ein Mensch, der vor ihm stand, nurumfunktioniert zu einer Kampfmaschine, vor dessen Muskelpaketen man sich fürchten konnte.

Jedenfalls steckten sie in einer Falle. Mit langen Reden würde er den Kerl nicht überzeugen können, der war nur erschienen, um zu töten.

»Wer bist du?« fragte er den anderen.

Der schüttelte nur seinen kantigen Schädel, auf dem das blonde Haar wie Stroh wuchs.

Und dann schlug er zu.

Plötzlich hatte Suko das Gefühl, als würde die Welt um ihn herum explodieren. Alles lief superschnell ab, dennoch kam sich der Inspektor vor wie in einer Zeitlupenszene.

Er hörte den Schrei des Mädchens, der verzögert aufklang, weil Carol die Dinge nicht so schnell erfaßte.

Dafür Suko.

Seine Reflexe waren artistisch. Er hatte sich zurückgeworfen, um dem Hieb auszuweichen. Ein Streifschlag traf seine linke Wange.

Aber dieser Treffer reichte aus, um ihn zu Boden zu schicken.

Er fiel auf den Rücken und sah noch, wie die Kampfmaschine das Mädchen mit einer kurzen Bewegung und dabei wie eine lästige Fliege in das Verlies schleuderte.

Sie fiel gegen die Plattform, ruderte mit den Armen, und Suko befürchtete, daß Carol durch die Öffnung in das Feuer rutschen könnte.

Das geschah zum Glück nicht. Sie fing sich wieder und kroch auf allen vieren in eine der Verliesecken.

Der Killer aber zeigte für Carol kein Interesse. Seine Aufmerksamkeit galt einzig und allein Suko.

Er kam auf den Inspektor zu, als wollte er ihn mit seinen breiten Füßen zerstampfen…

***

Es war ein verfluchter, verdammter Krieg geworden, und ich befand mich mitten darin. Der Killer aus dem Fegefeuer kannte kein Pardon. Gnadegab es bei ihm nicht. Er war von der Hölle geschmiedet und gezeichnet worden. Dabei ging er rücksichtslos über Menschenleben.

Auch der Driver hatte die Gefahr erkannt, er war aber zu geschockt, um noch rechtzeitig genug reagieren zu können. Ich forderte ihn lauthals auf, sich aus dem Wagen zu werfen, während ich den Schlag schon aufstieß und mich wie bei meinem verbrannten Bentley aus dem Wagen fallen ließ.

In diesem Augenblick drückte der andere ab.

Diesmal jedoch hielt er den Flammenwerfer tiefer. Die feurige Lohe

glitt wie ein heißer Höllengruß über den Asphalt und endete unter dem Taxi.

Damit wollte er mich erwischen, denn ich lag am Boden. Ein breiter Flammenteppich raste auf mich zu. Ich rollte mich ab. Die Hitze war da, und ich sah noch, wie die mächtige Gestalt herumschwenkte, den Arm wieder hob und ihn in eine neue Richtung schob, um mich zu verbrennen.

Ich sprang auf, wuchtete mich zur Seite, landete auf dem Heck eines anderen Fahrzeugs, dessen Tür aufsprang. Der Fahrer rannte laut schreiend über die Straße, um den rettenden Bürgersteig zu erreichen.

Um mich herum war die Hölle los. Das reine Chaos, aber das bemerkte ich in diesen Augenblicken kaum, weil ich mich um den Killer aus dem Fegefeuer kümmern mußte.

Er suchte seine Chance.

Diesmal mit zwei Waffen.

In der Rechten hielt er den Flammenwerfer, mit der Linken hatte er schon die Handgranate vom Gürtel genestelt, riß den Stift mit seinen Zähnen hervor und machte sie somit scharf.

Da schoß ich.

Und diesmal war die Entfernung richtig. Es ist sonst nicht meine Art, so zu handeln. Hier mußte ich es tun, um andere Menschen zu retten. Ich feuerte auf ihn und konnte ihn nicht verfehlen.

Die Kugeln schlugen in seine Lederweste, trieben ihn zurück, und er hielt noch immer das Höllenei fest.

Im selben Augenblick schlugen die Flammen aus dem Boden.

Es waren gierige Riesenhände aus Feuer, die ihn umklammerten und ihn vor meinen Augen in die Tiefe zerrten.

Wie schon einmal bei Vincent van Akkeren erlebte ich auch auf dieser Straße die Tricks der Vorhölle. Ihre Kräfte setzte sie ein, um die Diener zu sich zu holen, die zu ihr gehörten. Baphomet wollte nicht, daß jemand von seinen Günstlingen vernichtet wurde. Zurück blieb ein Krater. Aus der Tiefe hörte ich das Krachen der Handgranate, dann schloß sich die Decke wieder, und nichts mehr deutete daraufhin, was hier vorgefallen war.

Bis auf die brennenden Wagen.

Das Taxi stand in hellen Flammen. Der Fahrer hatte sich zum Glück auf den nahen Bürgersteig retten können. Er stand dort hinter einem Baum in relativ guter Deckung, denn sein Auto würde bald in die Luft fliegen.

Auch ich mußte weg.

Geduckt jagte ich quer über die Straße, riß noch eine Frau mit, die erst jetzt ihr Fahrzeug verlassen hatte. Ich schleuderte sie zu Boden, als wir den Gehsteig erreichten.

Hinter uns flog der Wagen in die Luft.

Ein Inferno aus Feuer, Rauch, Glas und glühenden Blechteilen.

Der Luftdruck zerstörte auch die Scheiben der umherstehenden und die Straße blockierenden Fahrzeuge. Zwei von ihnen wurden in die Höhe gehoben, fielen aber sofort wieder zurück und wippten nur ein paarmal nach.

Brennender Treibstoff wurde zu einer feurigen Regenmasse, die auf andere Wagendächer klatschte, sich dort als Flammenspuren verteilte und über die Hauben und Hecks der Wagen rann.

Ich hatte mich über die Frau geworfen. Sie lag unter mir und zitterte.

Ich drehte mich im Liegen um, erkannte, daß die erste Gefahr vorbei war, und riß die Frau in die Höhe. Gemeinsam stolperten wir in die Deckung der Bäume.

Es hatte uns nicht erwischt. Meine Ohren waren noch taub von dem Knall, trotzdem hörte ich die Sirenen als feines Singen im Hintergrund.

Irgend jemand mußte die Polizei oder die Feuerwehr alarmiert haben. Sehr schnell waren die Wagen da.

Aus den Polizeifahrzeugen sprangen die Beamten mit den roten Feuerlöschern und jagten weiße Schaumstreifen gegen die brennenden Wagen, ohne die Flammen jedoch völlig ersticken zu können. Sie flackerten immer wieder auf.

Aber die Feuerwehr war bereits unterwegs. Bis sie eintrafen, konnten die Polizisten das Feuer unter Kontrolle halten, so daß es sich nicht ausbreitete.

Ich mußte die Frau stützen. Beim Fall war sie aufs Gesicht geschlagen und blutete an der Nase. »Was war da?« fragte sie, dabei automatisch den Blutstreifen wegwischend.

Ich schaute auf den Schaum, der handdick die Rohre verließ und sich über die Fahrzeuge ergoß. »Ein Gruß vom Teufel, Madam.«

»Wie?«

Ich winkte ab. »Lassen Sie es gut sein, bitte. Es ist besser, wenn Sie darüber nicht nachdenken.«

Sie schwieg.

Ich verließ meinen Platz und betrat die Straße. Zwei Beamte wollten mich zurückdrängen, sahen aber meinen Ausweis und ließen mich weitergehen.

Immer mehr Wagen rollten an. An beiden Seiten wurde die Straße gesperrt. Ich schaute zu, sah diese Szenen deutlich vor mir, auch die entsetzten und schockierten Zeugen, aber meine Gedanken beschäftigten sich mit völlig anderen Dingen.

Ich dachte an diesen Killer aus dem Fegefeuer. Vor meinen Augen war er in den Boden gefahren. Der Teufel schien ihn geholt zu haben. Das wiederum erschien mir zweifelhaft. Diese Typen waren fast unsterblich. Die ließen sich nicht vom Satan holen.

Baphomet mußte ihn gerettet haben. Aber wieso? Hatte er sich nicht allein durchsetzen können? War das geweihte Silber für ihn doch tödlich gewesen? Das wäre natürlich nicht schlecht gewesen, obwohl ich nicht so recht daran glauben wollte.

Ein höherer Beamter sprach mich an. Der Mann kannte mich.

»Mensch, Sinclair«, sagte er. »Haben Sie diesen ganzen Mist hier zu verantworten?«

»Nein, das nicht, obwohl ich indirekt daran die Schuld trage. Es war ein anderer, und der ist verschwunden.«

»Dann müssen wir sofort eine Fahndung…«

Ich grinste ihn mit meinem schmutzigen Gesicht an. »Auf eine Fahndung können Sie verzichten. Oder wollen Sie in der Hölle nach ihm suchen, Kollege?«

»Wieso das denn?«

»Er ist vor den Augen zahlreicher Zeugen zur Hölle gefahren. Die Erde hat ihn verschluckt. Das zu Ihrer Information.« Ich sah mich um und achtete nicht auf sein konsterniertes Gesicht. »Jetzt suche ich nur noch einen Wagen, der mich zum Yard fährt. Meiner ist nämlich in die Luft geflogen. Schade, er hat über zehn Jahre gehalten.«

»Wenn hier nichts mehr passiert, kann ich Leute abziehen.«

»Das wäre nett. Dann sagen Sie denen doch, daß sie mich zum Yard bringen möchten.«

Es wurde in die Wege geleitet.

Die uniformierten Kollegen sahen mich schon komisch an, als ich in die Polster sank. Aber das war mir egal. Ich war einer Hölle entronnen und wußte genau, daß eine neue und andere vor mir lag.

Noch hatte ich die heiße Phase des Falls nicht erreicht…

***

Als angeschlagener, ziemlich müder Krieger betrat ich das Yard Building. Die Kollegen, denen ich begegnete, starrten mich mit großen Augen an. Manche fragten auch, ob ich im feuchten Sandkasten gespielt hätte, aber diese Knaben ignorierte ich kurzerhand.

Im Lift lehnte ich mich gegen die Wand. Zwar war kein Spiegel vorhanden, in dem ich mich hätte betrachten können, trotzdem mußte ich aussehen wie durch den Schlamm gezogen. Außerdem fühlte ich mich matt. Meine Knochen waren schwer wie Blei.

Zweimal war ich nur mit Glück davongekommen, aber den Silbergrauen hatte es erwischt. Er war mir die Jahre über ein treuer Begleiter gewesen, und da tauchte dieser Killer aus dem Fegefeuer auf und zerstörte ihn kurzerhand durch seinen Flammenwerfer.

Ich wollte nicht daran denken, aber in der nächsten Zeit mußte ich mich mit einem Leihwagen begnügen. Geld für einen neuen Bentley hatte ich nicht.

Als der Lift im zehnten Stock hielt und sich die Türen öffneten, schlurfte ich über die Schwelle. Wie oft war ich diesen Flur schon entlanggegangen oder auch gerannt. Er war zu einer zweiten Heimat für mich geworden. An diesem Tag aber fühlte ich mich fremd hier. Als wäre ich irgendein Besucher. Vor Glendas Bürotür hörte ich ihr Lachen. Wahrscheinlich telefonierte sie mit einer Bekannten oder Freundin. Ich betrat das Büro. Glenda wurde bleich und legte mit einer schnellen Entschuldigung auf.

Ich war an der Tür stehengeblieben und lehnte gegen den Pfosten. Sehr langsam stand sie auf. »John!« flüsterte sie. »Was ist denn mit dir geschehen?«

»Das siehst du doch.«

Sie trat auf mich zu. »Meine Güte, was ist passiert?«

Ich drehte mich weg und visierte einen Stuhl an, auf den ich mich fallen ließ. »Da ist einiges schiefgelaufen, und trotzdem habe ich gewaltiges Glück gehabt.«

»Wie das?«

Ich mußte einfach mit jemandem über meine Erlebnisse reden, und Glenda hörte gut zu. Sie versuchte nicht, mich zu trösten, und sagte nur: »Himmel, was hast du ein Glück gehabt!«

»Das kannst du wohl sagen.«

»Und der Bentley ist…«

»Aus, vorbei, vernichtet. Da war nichts mehr zu retten. Er wurde ein Fraß der Flammen.«

»Was machst du denn jetzt?«

Ich stand auf. »Den Killer jagen. Mich wundert nur, daß Suko noch immer im Büro sitzt.«

»John, er ist nicht da.«

»Ach.«

»Weißt du nichts von dem Besuch?«

»Wie sollte ich?«

»Hör zu, eine junge Frau war hier. Eine gewisse Carol Maynard, die Tochter des Mannes, mit dem du verabredet gewesen bist…«

Jetzt war ich der Überraschte und hörte atemlos zu, was Glenda mir zu berichten hatte. Eigentlich hatte Maynard sich geschickt verhalten, als er durch seine Tochter gewissermaßen eine doppelte Sicherung einbaute. Aber sie hatte ihm nicht helfen können.

»Wo wollten sie denn hin?« fragte ich.

»Suko ging davon aus, daß sich das Mädchen ebenfalls in Gefahr befand. Er mußte sie schützen und hatte vor, zu ihr zu fahren.«

»Die Adresse?«

»Warte, ich gebe sie dir.« Glenda holte sie aus der Schreibtischschublade. Sie hatte die Anschrift auf einen Zettel geschrieben.

Ich runzelte die Stirn. »Das ist oben in Kilburn.«
»Richtig.«
»Und schlecht zu Fuß zu erreichen.«
»Du nimmst dir doch einen Dienstwagen.«
Ich grinste. »Klar. Gibt es in unserem Fuhrpark auch Bentleys?«
»Nein.«
»Schade.« Ich sah auf die Uhr. »Wie lange sind die beiden eigentlich schon weg?«
Glenda gab mir eine ungefähre Zeitangabe. »Dann könnte ich mal versuchen, sie telefonisch zu erreichen.«
»Die Idee ist gut.« Sie suchte mir die Telefonnummerheraus, tippte sie ein und reichte mir den Hörer rüber. Zwar erklang das Freizeichen, aber es hob niemand ab.
Nach dem achten Läuten legte ich wieder auf. »Es geht keiner dran.«
»Vielleicht sind sie schon auf dem Rückweg?«
»Dann müßten wir ihren Wagen erreichen können.«
Jeder Dienstwagen war mit Telefon ausgestattet. Ich fand durch einen Anruf beim Fuhrparkleiter heraus, welchen Wagen Suko genommen hatte, und wählte die entsprechende Nummer.
Auch da tat sich nichts.
Glenda blickte mich aus großen Augen an. »Deutet alles auf Ärger hin.«
»Möglich.«
»Dann könnte das Haus eine Falle gewesen sein.«
Ich sah auf meine schmutzigen, aufgeschrammten Hände. Wie ein Spuk war der Killer verschwunden. Er hatte zugeschlagen und sich zurückgezogen.
Wohin?
Natürlich konnte ich mir nicht sicher sein, aber das Gefühl blieb trotzdem. War es möglich, daß sich der Killer aus dem Fegefeuer ein neues Ziel ausgesucht hatte? Und zwar das Haus, in dem Maynard gelebt hatte? Es war nicht schwer, sich in die Lage des Killers hineinzuversetzen. Er mußte Spuren löschen, die auf ihn hindeuteten. Möglicherweise gab es welche im Wohnhaus des Schriftstellers.
Maynard hatte viel über gewisse Dinge geschrieben. Er hatte forschen müssen und war dabei sicherlich auf Dinge gestoßen, die andere lieber im dunkeln gesehen hätten.
Ich stand auf. »Da gibt es nichts, Glenda. Ich muß hin.«
»So wie du bist?«
»Natürlich.«
»Willst du dich nicht erst waschen?«
Ich lachte bitter. »Glaubst du, ich kann mich mit dem Wissen unter die Dusche stellen, daß Suko und Carol Maynard womöglich in Lebensgefahr schweben?«

»Sorry, daran habe ich nicht gedacht.«
»Aber ich.«
Glenda trat auf mich zu. Unsere Körper berührten sich fast, so dicht blieb sie vor mir stehen. Ihre Blicke brannten in meinem Gesicht. Ein zartes Lächeln dehnte ihre Lippen. Mit beiden Händen strich sie über meine schmutzigen Wangen. »John, sei vorsichtig!« flüsterte sie. »Ich habe diesen Killer aus dem Fegefeuer nicht gesehen, aber er wird schlimm sein, das kann ich mir vorstellen.«
»Vielleicht noch schlimmer.«
»Siehst du eine Chance, wie du ihn besiegen kannst?«
Ich senkte den Kopf und schüttelte ihn, denn ich wollte ehrlich zu Glenda sein.
Sie konnte es nicht glauben. Zweifel meldeten sich in ihren Augen. »Überhaupt keine?«
»Noch nicht.«
»Und doch willst du hin?«
»Ja, ich muß. Dieser Unhold darf nicht frei herumlaufen. Ich kenne die Zusammenhänge noch nicht, aber…«
»Wirklich nicht?«
»Nein, woher?«
Glenda trat einen Schritt zurück. »Dann bin ich wohl besser informiert. Ich habe mitgehört, was Carol Maynard erzählte.«
»Und?«
Sie redete. Der Begriff Baphomet fiel, ich sah die Dinge plötzlich aus einem anderen Blickwinkel, runzelte die Stirn und ballte die Hände zu Fäusten.
»Was überlegst du?« fragte mich Glenda.
»Nichts, Glenda, nichts. Das ist die Spur zu van Akkeren, zu Baphomet, vielleicht auch zu den Templern und ins Fegefeuer.«
»Das auch dich verbrennen kann.«
»Hoffentlich nicht.« Die Zeit drängte plötzlich, da ich noch bei mir zu Hause vorbeifahren und mich mit den entsprechenden Waffen eindecken wollte.
Als Glenda das hörte, sagte sie plötzlich etwas sehr Entscheidendes. »Ich an deiner Stelle würde noch etwas mitnehmen.«
»Und was?«
»Den Würfel!«
Das war genau die richtige Idee.

***

Viel Platz blieb dem Chinesen nicht, um sich gegen diese menschliche Kampfmaschine zu verteidigen. Das Verlies war relativ klein, zudem erhob sich aus der Mitte die runde Plattform mit dem breiten Stempel, so daß rechts und links Flammen hervorzucken

konnten und als Geisterfinger über die Ränder strichen.
Ihr Widerschein erfaßte auch die stampfende Gestalt des Killers.
Ein groteskes Muster aus Flecken und Schatten verzauberte ihn auf schaurige Art und Weise. In seinem Gesicht bewegte sich nichts.
Hinter der Halbmaske lauerte das eiskalte Augenpaar, und er hatte nicht einmal eine Waffe gezogen, weil er sich so sicher fühlte.
Ob der andere Suko mit eigenen Händen töten oder in das Fegefeuer schleudern wollte, konnte er sich aussuchen. Beides war ungefähr gleich schlimm. Aber auch Suko war nicht unbewaffnet.
Er trug eine Beretta bei sich, die Dämonenpeitsche und den Stab des Buddhas, mit dem er die Zeit für fünf Sekunden stoppen könnte.
Drei Trümpfe also, von denen er alle drei einsetzen konnte.
Noch trennten sie die Plattform und das Feuer. Suko spürte noch die Nachwirkungen des Treffers. In seinem Schädel hatte sich ein dumpfes Gefühl ausgebreitet. Er starrte auf die Hände des Killers, diese langen Finger, die nichts Menschliches an sich hatten, sondern eher einem Ungeheuer gehörten. Allein die Spitzen waren kleine, nach vorn gebogene Messer. Wenn sie in die Haut stachen, hinterließen sie tiefe, gefährliche Wunden.
Suko zog die Beretta, als der andere den Rand des Höllenlochs erreicht hatte, und es sah so aus, als wollte er darüber hinwegspringen. »Keinen Schritt weiter!«
Der Killer blieb stehen. Er war irritiert, weil sich der Mensch gegen ihn wehrte. Suko buchte den ersten Pluspunkt auf seiner Seite.
Leider hatte er mit einem Problem zu kämpfen. Und das hieß Carol Maynard. Wenn es eben möglich war, wollte er das Mädchen aus der Gefahrenzone wegschaffen, aber das würde ihm so leicht kaum gelingen, der andere versperrte mit seinem breiten Körper den Ausgang.
»Geh rechts herum!« sagte er, weil er eine Seite für das Mädchen freihaben wollte.
Der Killer nickte und drehte sich. Sehr vorsichtig setzte er sich in Bewegung. Manchmal grinste er auch scharf, aber er sprach nicht.
Die Waffen bewegten sich. Das Eisen der MPi scheuerte über seinem Gürtel. Die ebenfalls dort befestigten Handgranaten wippten auf und nieder. Die langen Krallenfinger reichten bis über die Kniekehlen hinweg.
Hinter sich hörte Suko das scharfe Atmen der Carol Maynard. Er hörte ihre Furcht. Die ganze Lage war schrecklich. Sie mußte Schlimmes durchstehen, erst das Verschwinden ihres Vaters und nun das Auftauchen dieses menschlichen Mordroboters.
Suko war mit seiner Beretta nicht zufrieden. Er holte noch die Dämonenpeitsche hervor, ließ sie einmal über dem Boden kreisen, und die drei Riemen rutschten hervor.

Jetzt war er besser ausgerüstet.
Der andere blieb stehen.
Er starrte Suko noch schärfer an. Bisher hatte er sich so verhalten, wie der Inspektor ihm befohlen hatte. Nun war der Punkt erreicht, wo er nicht mehr wollte.
Das war sein Spiel.
Und er sprang.
Ein wuchtiger Satz brachte ihn über die Plattform hinweg, und dies ungeachtet der auf ihn gerichteten Waffenmündung. Er wollte die Entscheidung, und er wollte gewinnen.
Suko schoß nicht, er schlug zu.
Auch mit der linken Hand war er schnell. Die Riemen der Dämonenpeitsche wirbelten dem Koloß entgegen wie zuckende Schlangen. Sie fächerten auseinander, dann klatschten sie gegen den von einer ärmellosen Weste bedeckten Oberkörper des Killers und erwischten mit ihren Enden auch noch die beiden Arme.
Er brüllte.
Das Mädchen schrie vor Schreck auf, denn es hatte gesehen, welche Wunden die Peitsche reißen konnte. Der Sprung wurde zwar nicht gestoppt, aber der andere geriet aus der Richtung. Er kippte zur Seite weg und dröhnte auf die höher stehende Plattform. Mit dem Rücken zuerst fiel er, drehte sich dabei, und es sah so aus, als würde er im nächsten Augenblick abrutschen und in die flammende Tiefe stürzen.
Der Killer blieb liegen. Zuerst wie ein schwerer, angeschlagener Kämpfer, gekrümmt und den Kopf nach vorn gebeugt. Nur für Sekunden behielt er diese Haltung inne, dann überwand er sich selbst und stemmte sich hoch. Er ächzte schwer.
Sukos Augen leuchteten. Er sah die Verletzungen, die er dem anderen zugefügt hatte. Dicke Streifen an den Armen, wie mit dem Messer geschnitten, aus dem Blut von einer dunklen, fast schwarzen Farbe quoll. Die langen Krallenfinger waren ausgestreckt und hatten sich um den Rand der Plattform festgeklammert.
War dieser Killer erledigt?
Zum erstenmal entdeckte Suko im Gesicht des Gegenübers so etwas wie ein Gefühl. Er hatte den Mund in die Breite gezogen. Es sah aus, als würde er grinsen. Daran wollte der Inspektor nicht glauben. Wer grinste, empfand bestimmt keinen Schmerz.
Noch immer trug er die Halbmaske. Durch seinen mächtigen Körper glitt ein Zittern. Aus dem Maul drang ein tiefer, röhrender Laut, der Suko und das Mädchen erschreckte.
Aber Carol hatte sich gefangen. Sie stand wieder auf den Füßen.
Suko nahm dies aus dem Augenwinkel wahr. Carol stand mit dem Rücken an der Wand, die Handflächen hart gegen das Gestein gepreßt, ebenso ihren Hinterkopf. Es sah so aus, als wäre sie mit dem

Mauerwerk verschmolzen. »Geh raus!« flüsterte Suko ihr zu.

»Verschwinde, Carol. Lauf aus dem Keller.«

»Und… und Sie?«

»Ich werde mit ihm allein fertig.« Suko hoffte, nicht übertrieben zu haben, doch wie es aussah, schien es bei ihm günstig zu laufen.

Der Killer aus dem Fegefeuer war durch die Schläge mit der Dämonenpeitsche zwar nicht vernichtet worden, aber er hatte seine Schwierigkeiten. Als Dämon wäre er umgekommen, als Mischung zwischen Mensch und Schwarzblütler kämpfte er einen wütenden, verzweifelten Kampf und schaffte es schließlich, sich sogar hinzusetzen.

Mit einer Hand stützte er sich ab. Es war die Linke. Sehnen und Muskeln des Arms sprangen hervor. Dazwischen schimmerten dunkel die breiten Einschnitte, die die Treffer der Dämonenpeitsche hinterlassen hatten.

Die Haltung war ungewöhnlich. Weshalb der Gegner so hockte, darauf erhielt Suko schnell eine Antwort. Der Killer schwang seinen anderen Arm herum. Er wollte eine der Handgranaten lösen.

Sofort hob Suko die Peitsche. Diesmal wollte er den Kopf treffen, doch da geschah etwas Überraschendes.

Es entstand kein Geräusch, aber es gab einen Ruck, als sich die runde Plattform plötzlich in Bewegung setzte. Samt ihrem Inhalt verschwand sie in der Tiefe.

Die langen Flammenzungen hatten nur auf sie gewartet. Sie waren da wie zitternde, dennoch zupackende und festhaltende Hände. Als Lohe schlugen sie über der Plattform zusammen und bildeten einen Schutz um die Gestalt des Killers.

Suko war unwillkürlich bis an die Wand zurückgewichen. Er traute sich plötzlich nicht mehr, die Peitsche einzusetzen. Eine innere Stimme hielt ihn davon ab.

Das Feuer mußte stark sein. Nicht umsonst war es das berühmte Fegefeuer. Es hatte den Killer geschmiedet, ihn fast resistent gemacht, und dies als Mensch. Suko befürchtete, daß die kalten Dämonenflammen auch seine Peitsche vernichteten.

Und die Plattform sank. Für einen Moment noch sah er hinter dem zuckenden Zelt aus kalten Flammen die Gestalt des Mannes, dann war auch sie verschwunden.

Konnte er es als einen Sieg bezeichnen?

Nein, höchstens als einen halben. Der Killer war entkommen, Carol Maynard zum Glück auch. Das sah Suko als Erfolg an. Er ging behutsam vor und blieb am Rand der Öffnung stehen, um in die Tiefe zu schauen. Viel sah er nicht, nur die zuckenden Flammen. Sie brannten lautlos, auch relativ dunkel, denn sie blendeten den Mann kaum.

Wo ihre Quelle lag, entdeckte der Chinese nicht. Aber er war fest entschlossen, noch einmal hierher zurückzukehren und der Sache auf den Grund zu gehen. Dabei dachte er auch daran, selbst auf die Plattform zu steigen und in die Tiefe zu fahren.

Ein beunruhigender Gedanke, aber Suko gehörte zu den Menschen, die fast jedes Risiko auf sich nahmen.

Er ging weiter.

Der Gang lag frei vor ihm. Von Carol war nichts zu sehen. Sie hatte wohl seinen Rat befolgt und war verschwunden. Hoffentlich hielt sie sich irgendwo versteckt.

Suko erreichte wieder den normalen Teil des Kellers. Er stand wie ein Denkmal in der Stille. Es brannte Licht, aber ebenso viel Schatten war vorhanden.

War Carol nach oben gegangen?

Er rief ihren Namen, ohne eine Antwort zu erhalten. Suko war kein ängstlicher, dafür ein vorsichtiger Mensch. Er spürte plötzlich, daß etwas nicht stimmte. Einiges war anders als bei seiner Ankunft.

Ob es mit dem Mädchen zusammenhing, wußte er nicht zu sagen.

Zudem kannte er das gesamte Haus nicht. Da konnten noch überall Gefahren lauern.

»Carol!« Wiederum schallte sein Ruf durch den Keller.

Es blieb still.

Suko ging vorsichtig auf die Treppe zu. Das ungewöhnliche Gefühl umgab ihn. Waren da nicht Augen, die ihn beobachteten?

Kamen sie nicht aus einer anderen Welt, um ihn unter Kontrolle zu halten?

Er atmete flach durch den Mund und blieb vor der Kellertreppe stehen. Leer führten die Stufen nach oben. Auf dem blanken Stein glänzte das trübe Licht. Halboffen stand die Kellertür.

Suko drehte sich um. Blitzschnell hatte er sich bewegt, aber er sah nichts. Gerade diese Leere und Stille war ihm nicht geheuer. In diesem Haus lauerte mehr, als er sich eingestehen wollte. Es war ein Stützpunkt der Hölle, nur zeigte sich diese andere Seite nicht.

Vielleicht hatte Carol auch das Haus verlassen und wartete draußen auf ihn. Das wäre noch besser gewesen.

Und so schritt Suko die Treppe hoch.

Eine völlig normale Treppe, wie man sie in jedem alten Keller fand. Nichts Besonderes, und trotzdem war sie für Suko eine Gefahr. Er sah nichts, er bemerkte nichts, aber er hatte seine Waffen nicht weggesteckt, weil er, wenn es darauf ankam, sehr schnell reagieren wollte.

Noch zwei Stufen, und er hatte die Treppe hinter sich gelassen.

Die Tür bewegte sich nicht. Sie stand halboffen. Suko setzte seinen Fuß auf die letzte Stufe, wollte weitergehen, als der stillstehende

Türschatten plötzlich explodierte.
Er raste auf ihn zu.
Suko wollte sich zurückwerfen, aber das schaffte er nicht. Die Tür hämmerte voll gegen ihn und traf auch seine Nase. Der böse Schmerz raste in seinen Kopf. Gleichzeitig blitzten Stahlkugeln vor ihm auf wie Sterne. Sie flogen nach allen Seiten weg und rissen Suko mit. Jedenfalls verlor er den Kontakt zur Stufe.
Rücklings segelte er die Treppe hinab, und die Tür wurde wieder aufgezogen.
Eine mächtige Gestalt erschien.
Sie hätte der Zwillingsbruder des ersten Killers sein können. Nur zweierlei unterschied die beiden.
Dieser Kämpfer hatte schwarze Haare und ebenfalls pechschwarze, lange Klauenfinger…

***

Trainiert hatte es Suko oft genug. Und er war immer wieder froh gewesen, sich diesem Training unterzogen zu haben. So rollte er sich zusammen wie ein schlafender Kater, als er rücklings die Treppe hinunterjagte, dabei auf die Stufenkanten hämmerte, seine Beretta verlor und auch seine Dämonenpeitsche nicht mehr halten konnte.
Suko schrie nicht, er verbiß sich den Schmerz, aber er wußte nicht mehr, wo er sich befand. Ob oben oder unten, alles war so verflucht gleich, und er hatte Schwierigkeiten, seinen Kopf zu schützen. Mehr als einmal spürte er die harten Treffer an den Händen.
Der Schwung schleuderte ihn weit in den Kellergang hinein, wo sich der Inspektor abermals überschlug und erst dann liegenblieb.
Der zweite Killer folgte ihm.
Er hielt Carol unter seinen linken Arm geklemmt. Sie wirkte wie eine Puppe. Die Arme und Beine schlenkerten, als sich der Mann in Bewegung setzte und die Stufen hinabstürmte.
Er war schnell.
Mit gewaltigen Sätzen überwand er die Distanz. Seine Füße schienen die Stufen kaum zu berühren, in den Schlitzen der Maske blitzten seine Augen, der Mund stand offen, und er hatte die freie Hand zu einer harten Faust geballt.
Zwei Sätze brauchte er nur, um die Treppe hinter sich zu lassen.
Daß er bei seiner Aktion mit dem Kopf zweimal gegen die Decke stieß, störte ihn nicht. Er wollte Suko.
Carol hielt er weiterhin fest, als er den Chinesen erreichte, der sich auf die Seite rollte und aufstehen wollte. Suko gab nicht auf.
Wenn er liegenblieb, dann…
Plötzlich funkte etwas in seinem Kopf.
Es war der berühmte Blitz, der den Inspektor getroffen hatte.

Dem Hammerschlag, wuchtig von oben nach unten geführt, konnte er nichts mehr entgegensetzen.

Der Körper des Inspektors zuckte noch einmal, und es wirkte so, als wollte er sich aufbäumen.

Das aber schaffte er nicht mehr.

Schwer sackte er zusammen und blieb bewegungslos liegen.

Dieser Killer wußte, wohin man zu schlagen hatte.

Breitbeinig blieb er neben dem Bewußtlosen stehen. Aus seinem Mund drang ein zufriedenes Grunzen. Er hatte es geschafft, und als er seinen Arm ausstreckte, faßte seine lange Krallenhand in Sukos Jackenkragen und drückte ihn zusammen.

Lässig zog er ihn hoch, wirbelte ihn herum, als wollte er ihn gegen die Wand schleudern.

Das unterließ er. Statt dessen klemmte er ihn unter seinen rechten Arm, wie das Mädchen unter den linken, und ging den Weg, den Carol und Suko gekommen waren.

Carol Maynard stand Todesängste aus. Sie dachte nicht mehr an ihren Vater und dessen grausames Vermächtnis, für sie war wichtig, das eigene Leben zu retten.

Würde ihr der Killer das lassen? Er machte vom Äußeren her nicht den Eindruck. Wie er mit Menschen umging, war schlimm und verachtend. Sie dachte wieder an die schrecklichen Bilder, die man ihr gezeigt hatte. Dieser verdammte Film war so ungemein grausam gewesen, und fast jedes Detail hatte sie behalten.

Welches Schicksal stand ihr bevor?

Carol konnte keine Antwort geben. Sie wurde durch den Keller geschleppt. Weit aufgerissen waren die Augen, und sie sah vor sich wieder den Gang, der an der offenen Geheimtür endete.

Dahinter befand sich die Plattform mit dem Feuer.

Flammen, die den Tod brachten oder den ewigen Schrecken. Das lange Büßen, das Verderben – eben das Fegefeuer.

Auch sie hatte viel davon gehört. Als kleines Mädchen war ihr damit gedroht worden. Wer dort landete, mußte für alle Zeiten leiden. Später hatte sie das anders gesehen, mehr als bildliches Beispiel. Sie hatte die Kinderängste vor dem Fegefeuer vergessen, doch jetzt wurde sie abermals damit konfrontiert.

Gab es das Feuer überhaupt? War es wirklich so, wie in manchen Textstellen bestimmter Bücher stand? Sie selbst hatte einen Blick hineingeworfen und nicht einmal Hitze verspürt. Und doch konnte man darin verbrennen.

Möglicherweise von innen, von der Seele her.

Kälte und Angst überfielen sie. Gleichzeitig auch eine starke Depression. Dieses Gefühl, keinen Ausweg mehr zu wissen, war schlimm. Und der Killer aus dem Fegefeuer kannte kein Pardon.

Rücksichtslos schleifte er sie weiter. Den Schädel hatte er erhoben, das Kinn kantig und trotzig vorgeschoben, und als sie die Schwelle zum Verlies überschritten, da war es Carol, als hätte sie ihre Todeszelle betreten, um auf die Hinrichtung zu warten.

Wann würde sie sterben?

Nach Sekunden oder Minuten?

Von dem blonden Killer sah sie nichts mehr. Er war in die Tiefe des Feuers verschwunden, aber die Plattform war wieder in die Höhe gefahren und ragte aus den zuckenden Feuerspitzen hervor.

Rund, stählern und vom Widerschein der Flammen bedeckt.

Zuerst fiel Suko.

Das Mädchen erschrak, als der Killer den Griff so kurzerhand öffnete und den Inspektor zu Boden fallen ließ. Sie hörte ihn aufklatschen, verkrampfte sich, hörte aber nichts von ihrem Leidensgenossen. Dessen Bewußtlosigkeit war einfach zu tief.

Auch Carol rechnete damit, einfach hingeworfen zu werden. Sie fühlte einen plötzlichen Schwindel, hatte das Gefühl, sich überschlagen zu müssen, tat dies tatsächlich und stand plötzlich.

Sie selbst konnte sich nicht halten. Ihr Kreislauf war ganz durcheinander. Der Taumel steigerte sich allerdings nicht, zudem stützte der Killer sie. Sie sah seine Augen hinter den Öffnungen der Maske.

Das Feuer gab genügend Licht, um sie gut erkennen zu können, und Carol glaubte plötzlich, daß sich der Ausdruck verändert hatte.

Er war nicht mehr so gnadenlos und hart, hatte eine gewisse Weichheit angenommen. Menschlicher war er geworden.

Das Mädchen schalt sich innerlich eine Närrin, daß sie so dachte.

Doch Carol konnte nicht anders. Die Tatsachen sprachen für sich.

Der Blick des Killers war tatsächlich ein anderer geworden.

Dann hob er seine Arme. Carol sah die langen Krallenfinger dicht vor ihrem Gesicht. Innerlich versteifte sie, die Angst kam wie eine Woge, und als sie berührt wurde, stöhnte sie auf.

Dornen schienen leicht über ihre Gesichtshaut zu kratzen. Es war nicht einmal ein unangenehmes Gefühl für sie. Das Monster wurde zärtlich, so jedenfalls sah sie es.

Eine für sie perverse Art von Zärtlichkeit, und sie begann zu zittern wie Espenlaub. Die Knie wurden weich, sie schloß die Augen und konzentrierte sich auf die Krallenspitzen, die an ihrem Körper entlang nach unten glitten. Überall waren sie zu spüren. Zuerst an der Schulter, dann über der Brust, an den Hüften, den Beinen.

Das Monstrum wollte sie liebkosen.

Bis zu dem Augenblick, als es einen Knurrlaut ausstieß und sich auf dem Absatz drehte.

Da erst öffnete Carol die Augen.

Zuerst irritierte sie der zuckende Widerschein des Feuers. Dann aber sah sie das Schreckliche.

Der Killer hatte bereits einen seiner Revolver gezogen, den Arm ausgestreckt und die Mündung gegen den Kopf des Chinesen gepreßt…

***

Ich war quer durch London gefahren, in Verkehrsstaus geraten und trauerte noch immer meinem Bentley nach.

Der Wagen wollte mir einfach nicht aus dem Kopf. Deshalb fiel es mir schwer, mich auf den Verkehr zu konzentrieren. Ich machte Fehler, zweimal hätte ich fast ein anderes Fahrzeug gerammt, aber noch stand mir das Glück zur Seite.

Begleitet wurde ich von einem grauen Winterhimmel. Er schuf eine depressive Stimmung, die auch nicht verschwand, als ich die ländlichen Gebiete erreichte.

Auf Anhieb fand ich das Ziel nicht. Ich schaute erst auf die Karte, die im Handschuhfach des Leihwagens lag. Mit diesem Informationsmaterial waren alle Einsatzwagen ausgerüstet.

Das Haus lag tatsächlich ziemlich allein. Der Weg dorthin war die reinste Holperstrecke.

Dann war ich da.

Und ich sah einen zweiten Einsatzwagen. Er stand rechts neben dem Haus, hinter einem Baum. Lange brauchte ich nicht zu raten.

Dieser Wagen konnte nur Suko gehören.

Also war er da.

Ich holte tief Luft und dachte daran, weshalb er sich nicht gemeldet hatte. Da mußte etwas vorgefallen sein, wahrscheinlich aber nicht außerhalb des Hauses, sondern in seinem Innern, das ich unter die Lupe nehmen wollte. Ich stieg sehr vorsichtig aus, tastete noch nach meinen Waffen und drückte erst dann den Wagenschlag ins Schloß.

Es war sehr ruhig. Als ich meinen Blick über die Hausfassade gleiten ließ, wies nichts darauf hin, daß sich irgend etwas verändert hatte. Keine dämonische Spur.

Die Eingangstür war verschlossen. Hier schienen Suko und sein Schützling das Haus nicht betreten zu haben.

Ich fand den Seiteneingang am Anbau. Meine Füße standen im harten Wintergras.

Hier war die Tür offen.

Sie knarrte, als ich sie aufdrückte. Es klang wie das Stöhnen eines Verzweifelten.

Behutsam schob ich mich über die Schwelle. Sofort wehte mir ein merkwürdiger Geruch in die Nase, als hätte jemand Kunststoff verbrannt. Ich durchquerte den Anbau und gelangte in den

Haupttrakt. Da war es ebenfalls ruhig. Niemand hielt sich versteckt, aber ich entdeckte die verbrannten Reste der Filmrolle und wußte, daß sich in diesem Raum Menschen aufgehalten hatten.

Wo steckten sie jetzt?

Sehr leise durchsuchte ich die übrigen Räume. Die Waffen hielt ich dabei in der Hand, drückte vorsichtig und behutsam Türen auf, blickte in Zimmer und Nischen hinein, fand altes Gerumpel, moderne Schränke, aber keine Menschen.

Hätte nicht der Wagen vor dem Haus gestanden, wäre ich vielleicht wieder gegangen. So aber blieb ich und dachte daran, daß fast jedes Haus auch einen Keller hat.

Hier war es bestimmt nicht anders.

Zunächst suchte ich den Eingang. Ich fand eine alte Holztür, die verschlossen war.

Vorsichtig zog ich sie auf. Sie gab laute Geräusche von sich. Ich ließ mich davon nicht beirren, behielt die Klinke in der Hand und blickte in den schwach erhellten Keller.

Das trübe Licht lag wie eine glänzende Schicht auf den Stufen. Es wanderte bis zum Ende der Treppe hin und verlor sich schließlich in dem Gang.

Alles sah so normal aus.

War es dies auch?

Ich wollte es nicht so recht glauben…

***

Er hatte die Mündung gegen Sukos Schläfe gedrückt, der Finger lag am Abzug, und Carol wußte, daß dieser im Fegefeuer gestählte Killer keine Gnade kennen würde.

Das Verhältnis zu ihr war ein anderes, den Mann sah er als Rivalen. Deshalb mußte er ihn erledigen.

Carol wuchs über sich selbst hinaus. Eine innere Stimme sagte ihr, daß sie keinen Mord zulassen durfte. Nein, daswäre schlimm gewesen. Sie hätte mit der Last des Gewissens nicht leben können.

Deshalb wehrte sie sich dagegen. Zuerst mit Worten. »Nein, nein! Nur das nicht! Lassen Sie ihn leben, verdammt! Schießen Sie nicht! Ich will nicht…«

Ihre Stimme erstickte, denn der Killer kümmerte sich nicht um sie. Carol wußte auch nicht, wieviel Zeit vergangen war. Gefühle für diesen Begriff waren ihr verlorengegangen, aber sie tat etwas, worüber sie sich selbst am meisten wunderte, sie sprang über ihren eigenen Schatten.

Plötzlich hielt sie das Waffengelenk des Mannes mit beiden Händen umklammert. Und sie warf sich dabei zurück, ohne den Arm des Killers loszulassen.

Dabei schrie sie, um sich selbst Luft zu machen.

Der Killer hatte sich das sogar gefallen lassen. Vielleicht war er zu irritiert, jedenfalls tötete er das Mädchen nicht. Er riß nur seinen Arm zurück und richtete die Mündung des Revolvers auf das Mädchen.

Carol stand mit dem Rücken dicht vor der Wand. Sie schüttelte den Kopf, um ihre Worte zu unterstreichen. »Nein, bitte!« flüsterte sie. »Ich… ich flehe dich an. Nur nicht so etwas. Bitte, weshalb willst du schießen? Das ist doch grausam. Er hat dir nichts getan. Ich habe dir nichts getan…«

Der Killer schob den Revolver vor. Der Lauf näherte sich dem Gesicht des Mädchens, das plötzlich versteifte, als es die Mündung an seiner linken Wange spürte. Durch den leichten Druck drehte sie ihren Kopf zur anderen Seite, und der Killer aus dem Fegefeuer bewegte die Mündung kreisförmig auf ihrer Haut.

Carol stand Ängste durch. Ihr Leben hing an einem winzigen Druck des Zeigefingers. Wenn sich der Killer vertat, sich etwas zu hastig bewegte, war es aus.

Sie hörte sich selbst sprechen, verstand ihre eigenen Worte nicht.

Nach einer Ewigkeit ließ der Druck nach.

Carol war in Schweiß gebadet. Ihr Atem glich dem Hecheln eines Hundes. Hatte es sich der Killer überlegt? War es ihrgelungen, ihn zu überzeugen? Sie hörte sein Lachen. Es klang wie das Grummeln eines fernen Donners.

Ein böses, wissendes Lachen, das wußte auch Carol. Wenn er jetzt nicht schoß, dann tat er es freiwillig und nicht, weil sie ihn vielleicht dazu überredet hatte.

Er ging wieder zurück. Nur einen halben Schritt, dann senkte er den rechten Arm mit der Waffe und schaute Carol an.

Der Killer brauchte nichts zu sagen, sein Blick sagte mehr als tausend Worte. Es war eine stumme Sprache, ein Taxieren, ein Abschätzen und ein Pläneschmieden.

Obwohl Carol in seinen Augen einen anderen Ausdruck als den der gnadenlosen Kälte entdeckt hatte, glaubte sie nicht daran, einen Verbündeten gewonnen zu haben.

Wer das Töten auf seine Fahne geschrieben hatte, ließ davon nie ab.

Dieser Killer hatte seinen Plan gefaßt. Diesmal hob er den anderen Arm. Wieder näherte sich seine schwarze, lange Klaue dem Gesicht des Mädchens. Die spitzen Finger kamen ihr vor wie krumme Nadeln.

Auf ihrer linken Schulter ruhte sich die Hand aus.

Wieder stöhnte Carol.

Sie stand völlig steif auf dem Fleck, konzentrierte sich auf die kalte Furcht und spürte, wie die Hand langsam in Richtung ihres Halses wanderte und dort blitzschnell zufaßte.

Erwürgen! Er will mich erwürgen! Es schoß ihr durch den Kopf.

Die Panik wurde zu einer Flamme, die hochloderte, aber der Druck war nicht so stark, als daß der Killer ihr hätte die Luft abwürgen können.

Er stand da und nickte.

Ja, er nickte.

Carol sah es und wußte nicht, was sie davon halten sollte. Bis er sie zu sich heranzog.

Das Mädchen unternahm nicht den Versuch, sich gegen den Griff zu stemmen. Es hatte keinen Sinn, wenn sie das tat. So konnte sie wenigstens noch atmen und erstickte nicht.

Dicht zog er sie zu sich heran. Sie starrte direkt in sein Gesicht und sah wieder das Funkeln seiner Augen. Dann bewegte sich der Mund. Erste Worte drangen aus ihm hervor.

»Wie recht du hast. Wie recht du hast. Ich werde ihn noch nicht töten. Du hast mich auf eine Idee gebracht…«

Sein folgendes Grinsen war teuflisch und wissend zugleich. Es steigerte die Angst des Mädchens noch weiter. Carol konnte nichts machen. Sie wartete darauf, daß der andere die Initiative ergriff, sie herumdrehte und plötzlich hochhob wie eine Puppe. Schmerzhaft spürte sie den Griff der Klauen im Fleisch ihrer Schulter. Sie öffnete den Mund, weil sie schreien wollte, doch der Blick in die Augen des Killers erstickte den Schrei im Hals.

Er riß sie herum.

Und plötzlich zitterte sie. Carol schwebte über den Flammen, die zwischen Plattform und Schachtrand aufloderten. Einige Spitzen kitzelten unter den Sohlen ihrer Füße, aber sie spürte es nicht, wurde zur Seite gedrückt und auf die Plattform gelegt.

»Das Fegefeuer!« flüsterte er und ließ ihre Schulter los. »Das Fegefeuer wird dich stählen. Du bist ein Opfer…« Er lachte rauh, senkte den Kopf und sah zu, wie Carol auf der Plattform zusammensank.

Das Mädchen spürte keine Hitze. Das Eisen unter ihr war sogar etwas kühl, aber der Schlund zeigte sich gefüllt mit einem gierigen Feuer, das ihre Seele haben wollte.

Bisher hatte sie sich noch immer gegen das Schicksal aufbäumen können. Nun merkte sie, daß der Widerstand allmählich erlahmte.

Sie fühlte sich so leer und ausgebrannt, die Angst war ebenfalls verschwunden, und sie stützte sich mit der gespreizten Hand auf den Stahl der runden Plattform ab.

»Da bleibst du sitzen«, sagte der Killer. Für ihn war es klar, daß sie gehorchen würde, deshalb machte es ihm auch nichts aus, sich zu drehen und dem Mädchen den Rücken zuzuwenden.

Er hatte eine Aufgabe zu erledigen, denn diesen Chinesen konnte er einfach nicht am Leben lassen.

Suko lag auf dem Bauch. Der Schlag hatte ihn regelrecht demontiert. Nicht einmal ein Zucken rann durch seine Gestalt. Keine Reflexe mehr, die absolute Bewußtlosigkeit.

Und der Killer senkte den rechten Arm. Der Revolverlauf wies auf den regungslosen Körper. Am Abzug lag der Finger, und diesmal konnte Carol nicht eingreifen.

Dann peitschte der Schuß!

***

Carol Maynard schrie auf. Sie rechnete damit, einen Toten zu sehen.

Es war geschossen worden, aber nicht der Killer hatte abgedrückt, sondern ein blonder Mann, der auf der Schwelle des Verlieses stand und in einer Hand eine Pistole hielt.

Die Kugle war in den Arm des Killers gefahren. Der Schlag hatte den Schußarm aus der Richtung gebracht. Der Killer war nicht einmal dazu gekommen, in einem Reflex seinen Zeigefinger zu krümmen. Es war ihm nicht mehr möglich gewesen, und so hatte die Kugel Suko verschont.

Ich stand in der Tür und wollte einzig und allein die Szene zu meinen Gunsten entscheiden. Daß ich den Killer hier im Keller wiedertraf, war eine der großen Überraschungen gewesen, die ich wegstecken mußte.

Mein geweihtes Silbergeschoß hatte ihn nicht erledigt, nur eine Wunde gerissen, wie es auch die anderen Kugeln getan hatten. Er starb nicht. Um ihn für alle Zeiten zu erledigen, hätte ich eine andere Waffe nehmen müssen. Dies war mir ein zu großes Risiko gewesen. In einer Situation wie dieser hatte schnell und effektiv gehandelt werden müssen.

»Weg mit dem Revolver!« flüsterte ich scharf. »Wirf ihn weg, sonst…«

Ich sprach nicht weiter, denn er öffnete seine Faust, die Waffe rutschte hervor. Sie prallte auf die Schachtkante und fiel von dort aus nach links. Wie ein Stein verschwand sie in den Flammen.

Ich nickte. »So ist es gut«, flüsterte ich. »Ja, so ist es wirklich gut, mein Lieber.«

Er sah mich an. In seinem Gesicht regte sich nichts. Vielleicht versuchte er in meinen Augen zu lesen, welche Pläne ich hatte. Das würde er dort nicht erkennen können. Mein Argument hielt ich praktisch mit der linken Hand umklammert.

Es war der silberne Bumerang.

Ich vertraute auf ihn, mit ihm wollte ich den anderen ausschalten und brachte meinen linken Arm nach hinten, um auszuholen. Dabei ließ ich ihn nicht aus den Augen. Dieser Killer war behangen wie ein Arsenal. Der Flammenwerfer, die Handgranaten, die Revolver, das alles gehörte zu seiner furchtbaren Ausrüstung. Wenn ich ihm Zeit ließ, würde er sie einsetzen.

Noch überlegte er.
Mir kam es entgegen.
Dann aber legte er mich rein.
Er griff nicht zu seinen Waffen, sondern trat einen winzigen Schritt zur Seite.
Und damit ins Leere.
Ich war so überrascht, daß ich weder schoß noch den Bumerang schleuderte.
Vor meinen Augen sackte er weg. Ich hörte sein Lachen, das aus der Tiefe des Feuers zu mir hochschallte, und hatte das Gefühl, trotz allem der Verlierer zu sein…

***

Alles durfte ich tun. Nur nicht in Selbstmitleid verfallen. Hier war rasches Handeln gefragt. Ich hatte Suko retten können, dabei wußte ich nicht einmal, ob er noch lebte, aber ich verließ mich auf das, was ich gesehen hatte.
Der Killer hatte ihn erschießen wollen. Wahrscheinlich lag mein Freund in tiefer Bewußtlosigkeit und war relativ sicher.
Anders erging es dem Mädchen.
Es mußte Carol Maynard sein, die auf der Plattform saß, mich mit einem fast irren Blick ansah und nicht wußte, was sie tun sollte.
»Springen Sie!« rief ich.
Sie kam nicht mehr dazu.
Zwei Dinge geschahen gleichzeitig. Aus der Tiefe und umwabert von den Flammen des Fegefeuers tauchten vier Klauen auf.
Zwei schwarze und zwei hellere.
Jetzt war mir alles klar! Ich hatte es nicht nur mit einem Killer zu tun, sondern mit zweien. Beide befanden sich im Feuer, das sie gestählt hatte.
Dagegen konnte ich momentan nichts unternehmen und auch nichts gegen die verdammte Mechanik der Plattform.
Die runde, dicke Scheibe setzte sich in Bewegung. Sie wurde in den Schacht hineingeholt und sank tiefer.
Carol Maynard schrie. Sie saß noch auf dem Boden und schüttelte sich, daß ihre Haare flogen. Die Hände hatte sie zu Fäusten geballt und bewegte sie von einer Seite zur anderen.
»Spring, Mädchen!«
Sie tat so, als hätte sie mich nicht gehört. Die Furcht war einfach zu groß, und sie glitt vor meinen Augen in die Tiefe und damit auch den verdammten Klauen entgegen.
Für mich gab es nur eines zu tun.
Ich mußte springen.
Was dies einbrachte, wußte ich nicht. Wahrscheinlich hatte ich auch

schon zuviel Zeit verloren, so daß es mir nicht mehr gelingen würde, zusammen mit Carol den Rücksprung zu schaffen.

Jedenfalls landete ich auf der Plattform.

Ich stieß gegen sie, riß sie hoch, drehte mich mit ihr um und sah ein, daß es bereits zu spät war.

Der Schacht hatte uns schon geschluckt und damit auch das unheimliche Fegefeuer…

***

Um an Angstgefühle zu denken, blieb mir nicht die Zeit. Ich hob nur den Kopf und sah den Rand des Schachts immer weiter verschwinden. Da hätte ich schon springen müssen, aber mit dem Mädchen zusammen war es so gut wie unmöglich.

Carol Maynard weinte und klammerte sich an mir fest. Sie hatte ihre Arme fest um meinen Hals geschlungen, preßte ihre Wange gegen die meine. Ich spürte die feuchte Spur der Tränen und merkte auch ihr Zittern.

»Die Hölle!« hörte ich ihre erstickt klingende Stimme. »Die Hölle wird uns verschlucken. Wir kommen nicht mehr raus! Wir… wir sind gefangen …«

Ich gab keine Antwort. Dafür blickte ich in die Höhe. Die Öffnung des Schachts wurde kleiner. Zudem hatte sich zwischen uns und sie ein Vorhang aus zuckenden Flammenarmen gelegt, so daß ich alles nur noch verschwommen sah.

Wie standen unsere Chancen?

Bescheiden. Die Mechanik des Teufels hatte uns erwischt, ohne daß wir dagegen etwas unternehmen konnten.

Auch blieben die Hände.

Helle und schwarze Klauen. Messerspitze Finger, die sich bewegten und ebenso wie die Plattform in die Tiefe glitten. Sie waren begleitende Wächter und würden, wenn wir das Ziel erreichten, jeden Befehl ihres Herrn ausführen.

Aber wo lag das Ziel?

Darüber sann ich nach, gelangte zu keinem Ergebnis und wußte auch nicht, wer am Ende der Reise auf uns wartete.

Ich rechnete natürlich mit einer Überraschung, der ich auch einen Namen gegeben hatte.

Baphomet, alias Vincent van Akkeren!

Die Flammen waren nicht heiß. Sie verbrannten unsere Körper nicht. Auch entrissen sie der Luft keinen Sauerstoff, so daß wir beide normal atmen konnten.

Noch immer hielt mich das Mädchen fest. Ich hob meine Arme und löste den Griff von meinem Hals. So konnten wir uns beide bewegen, was sehr wichtig war.

Noch ging die Reise abwärts. Zudem griff die andere Seite nicht ein, so daß uns Zeit blieb, miteinander zu reden. Ich mußte sie einige Male ansprechen, bevor sie in der Lage war, sich zu artikulieren. Ich sagte ihr meinen Namen, und sie nickte.

»Sie haben meinen Vater getroffen, nicht?«

»Ja.«

»Lebt er?«

Als ich keine Antwort gab, umkrallte sie mit ihren Fingern meine Oberarme. »Sagen Sie mir die Wahrheit.« Ihr Blick war fordernd und starr. »Er ist tot, nicht?«

Ich nickte.

Das Mädchen ließ mich los. Schlapp sanken die Arme nach unten und blieben auf den Oberschenkeln liegen. Dabei nickte sie. »Ich… ich habe es gewußt«, flüsterte sie. »Ja, ich habe es gewußt. Als Tochter fühlt man das. Ich bin deshalb in Ihr Büro gekommen, aber …«

Sie hob die Schultern und verstummte.

»Wissen Sie mehr?« fragte ich.

»Kaum. Es… es war der Film, den wir erleben.«

»Wie?«

»Was wir hier durchmachen, habe ich schon im Film gesehen.«

Das haute mich fast um. »Und wie geht es weiter?« wollte ich wissen.

»Soll ich Ihnen das sagen?«

»Natürlich.«

»Aber es ist schlimm.«

»Das kann ich mir vorstellen. Sagen Sie es trotzdem, wir haben noch etwas Zeit.«

Das Mädchen legte ihren Kopf zur Seite. Carol hatte einen geschwungenen Mund mit vollen Lippen. Sie begannen zu zucken, als sie sich erinnerte und stockend berichtete.

»Wir landen in der Vorhölle, und dort wartet er auf uns. Er ist furchtbar.«

»Wer?«

»Baphomet!« schrie sie.

»Sie haben ihn also gesehen?«

»Ja.« Das Mädchen hustete. »Im Film sah ich ihn und seine finsteren Helfer. Mein Vater hat den Film besessen. Er stand ja auf seiner Seite und hatte ihn unterstützt. Er war Schriftsteller, wollte immer hinter die Dinge blicken. Er hat es auch geschafft, doch um welchen Preis, Sinclair? Er vergaß dabei seine Menschlichkeit und die Moral. Verstehen Sie, er war kein Mensch mehr, nur noch eine Marionette Baphomets. Diese Figur war der Götze, er gab ihm die Kraft, mein Vater betete ihn an, er… er …«

Die Stimme des Mädchens versagte. Carol schloß die Augen, ich ließ sie noch in Ruhe und beobachtete statt dessen die Umgebung.

Die Plattform senkte sich nach wie vor der Tiefe und ihrem Ziel entgegen.

Begleitet wurden wir von den zuckenden, tanzenden Flammen, die um die Plattform einen dünnen Vorhang aus Feuer gebildet hatten, in dem sich die beiden Gestalten deutlich abzeichneten.

Der Schwarze und der Blonde!

Sie ähnelten sich. Beide würden keine Gnade kennen, und beide waren Baphomet verfallen.

Ich hatte noch eine Frage, tippte das Mädchen an. Carol zuckte zusammen. Sie schien aus einem tiefen Traum erwacht zu sein. »Es ist hart«, sagte ich leise. »Aber ich muß wissen, wie der Film endete. Sie haben ihn gesehen.«

»Ja, ja… es war das Mädchen.« Ihr Blick glitt nach innen. Die Erinnerung überkam sie. »Aus Rio haben sie die Kleine geholt. Die war bestimmt noch jünger als ich. Ein hübsches Ding. Sie brachten es auf diese Plattform. Wie wir beide glitt sie ebenfalls in die Tiefe, und dort wurde sie von Baphomet erwartet.«

»Tötete er sie?«

»Auch…« Die Antwort kam zögernd. Sie klang gepreßt. Ich konnte mir vorstellen, daß noch mehr dahintersteckte.

»Bitte, Carol, Sie müssen es sagen.«

Wieder änderte sich der Blick ihrer Augen. Er kam mir unsäglich verlassen vor. »Ja«, flüsterte sie. »Ja, ich muß es sagen. Das Mädchen wurde erwartet. Meine Güte, sie war so schön, und dann das. Dieser Baphomet, der Teufelsgötze. Er… er ist der Schlimmste. Aber so etwas gibt es, Sinclair. Auch heute noch.«

»Was gibt es?«

»Er ist… er ist ein Kannibale!«

***

Am liebsten hätte ich geschrien und ihr gesagt, daß sie sich irrte.

Statt dessen hockte ich vor ihr, starrte sie an und brachte kein Wort hervor. Carol Maynard senkte den Kopf. Sie atmete röchelnd, die Schultern zuckten, ich spürte ihre Angst fast körperlich.

Auch ich fühlte mich, als würde ich in einem Eisschrank sitzen.

Was mir das Mädchen da mitgeteilt hatte, war so ungeheuerlich, daß ich darüber kaum nachdenken wollte. Es wollte nicht in mein Hirn, irgendwo befand sich eine Sperre, aber ich konnte mir vorstellen, was Carol hinter sich hatte.

Diesen Film zu sehen war eine Folter, die Zerstörung einer menschlichen Psyche.

Noch schlimmer sah ich diese Menschen an, die solche Streifen drehten. Doch konnte man sie noch als Menschen bezeichnen?

Meine Gedanken blieben wieder an dem Namen Baphomet hängen.

Er war derjenige, der die abtrünnige Gruppe der Templer verehrte.
Für sie bedeutete er Leben und Erfolg und Macht.
Für mich war er das Gegenteil. Ich dachte daran, daß Baphomet noch zwei andere Namen hatte.
Vincent van Akkeren und der Grusel-Star.
Letzteren hatte er sich selbst gegeben, als er damit begann, seine fürchterlichen Streifen zu drehen. Er hatte als toller Regisseur bei einem bestimmten Publikum gelten wollen, und – das mußte ich anerkennen – es war ihm gelungen.
Baphomet, der Herr des Fegefeuers. Die Person zwischen den Welten. Weder Mensch noch Teufel und gefährlicher als Akim Samaran, der es nicht geschafft hatte und als goldener Klumpen irgendwo auf dem Grund des Meeres lag wie die schwarze Yacht van Akkerens, die kurz nach der Höllenfahrt in die Luft geflogen war.
Das alles wußte ich über ihn. Und jetzt war noch mehr hinzugekommen. Das Mädchen hatte es mir gesagt. Ich sah keinen Grund, Carol nicht zu glauben.
Dieses eine Wort war so schrecklich, daß ich es nicht fertig brachte, es auszusprechen. Selbst daran denken wollte ich nicht.
»Jetzt wissen Sie es«, sagte Carol.
»Ja, ich weiß Bescheid.«
»Und unsere Reise wird bald enden. Wenn wir das Ziel erreicht haben, stehen wir vor ihm. Vor dem Herrn des Fegefeuers. Wir werden ihn sehen, und seine beiden Diener werden uns töten. Ich habe gesehen, was sie mit dem Mädchen getan haben. Aber da war der Film noch nicht beendet…« Carol begann wieder zu weinen.
Ich nahm ihr Gesicht in beide Hände. Verdammt, es war furchtbar. So irreal, einfach nicht zu fassen, aber der kalte Horror, den ich empfand, preßte mein Herz zusammen.
Flammen umtanzten uns weiterhin. Das Feuer schien mich höhnisch anzugrinsen. Es freute sich wohl darauf, uns auf dem Weg begleiten zu dürfen. Die Flammen wurden zu regelrechten Figuren.
Ich sah Dinge in ihnen, die nicht vorhanden waren. Fratzen, verzerrte Gesichter, lange Zungen, flammende Arme, vielleicht etwas von dem, was uns erwartete.
Nur Baphomet entdeckte ich noch nicht.
Wo befanden wir uns überhaupt? Unter Derek Maynards Haus?
Oder hatten wir bereits die Grenze zwischen Zeit und Raum überschritten, damit uns die Zwischenhölle mit ihren offenen Flammenarmen empfangen und für alle Zeiten behalten konnte?
Der Stopp überraschte uns beide. Plötzlich ging es nicht mehr weiter. Carol erschrak so heftig, daß sie sich an mir festhielt.
Ich sah mich um. Wenn wir das Ziel tatsächlich erreicht hatten, mußten wir auch etwas erkennen. Nach wie vor starrte ich in den

wabernden Flammenvorhang und sah die Umrisse der beiden gefährlichen, im Fegefeuer gestählten Killer.

Carol hatte sich wieder fangen können. Sie atmete scharf ein und aus. »Was… was machen wir jetzt? Wir können nicht mehr fliehen. Nur noch Abschied nehmen.«

»Soweit ist es noch nicht«, erwiderte ich und versuchte, meiner Stimme einen optimistischen Klang zu geben.

»Gegen die beiden können sie nichts ausrichten. Und da ist auch noch Baphomet. Er wartet auf uns.«

»Ich weiß.« Mehr sagte ich nicht, denn ich schaute zu, wie sich die Flammen zurückzogen. Als hätte ihnen jemand einen Befehl gegeben, so tanzte das Feuer von der Plattform weg, nahm die beiden Killer mit, entließ sie aber sehr bald wieder und zog sich so weit zurück, bis es über die schwarze Wand einer Höhle zuckte.

Die beiden Killer sah ich deutlicher. Sie wirkten wie Zwillinge mit verschiedenfarbigen Haaren.

Der eine blond, der andere schwarz.

Aber beide hatten sie diese Klauen mit den langen Fingern, die sich zuckend bewegten.

Und noch ein Unterschied war vorhanden. Der blonde Mörder mußte gekämpft haben und war verletzt. Ich sah die langen Wunden, die eine bestimmte Waffe bei ihm hinterlassen hatte.

Es mußte die Dämonenpeitsche gewesen sein.

Aber sie hatte ihn nicht vernichtet. Diese Tatsache verursachte bei mir Magendrücken, da ich wußte, wie stark die Peitsche war.

Normalerweise wurde sie mit jedem Gegner fertig.

Der Schwarzhaarige stand wie ein Fels. Er hatte eine Silberkugel aufgefangen, als wäre es nichts. Ob er geschwächt war, konnte ich auch nicht sehen, jedenfalls schien seine Kampfkraft ungebrochen zu sein.

Es war keine panische Angst, die ich in meinem Innern fühlte.

Dafür eine Beklemmung, die so stark war, daß sie mich sogar beim Atmen störte. Oder lag es an der Luft, die von einem leichten Schwefelgeruch geschwängert wurde.

Wo steckte Baphomet?

Bisher hatte ich ihn nicht sehen können. Es war, als hätte er meine Gedanken gelesen, denn die aus dem Boden wachsenden Flammen schlugen einen Halbkreis und holten etwas aus dem Dunkel hervor.

Das war er – Baphomet, und er sprach seine nächsten Worte mit voller Überzeugungskraft.

»Willkommen im Fegefeuer, Geisterjäger!«

***

Hatte er gelogen?

Nein, sicherlich nicht. Carol Maynard und ich befanden uns im Zentrum des Fegefeuers, an einem Ort zwischen den Welten, vielleicht im Vorhof der Hölle, wo er regierte.

Ich starrte ihn an.

Es war Vincent van Akkeren. Er sah so aus, wie ich ihn auf seiner Yacht kennengelernt hatte.

Dunkel, düster, mit einem etwas kalkigen Gesicht, über das die Schatten des Feuers huschten. Aus seiner Stirn wuchsen zwei gewaltige Hörner. Er hockte auf einem Thron aus Stein, und er hatte den Kreuzsitz eingenommen, so daß er mich an Buddha erinnerte.

In seinen Augen leuchtete ein wildes Fieber, und zwischen den Enden der Hörner zuckten kleine magische Lichter.

Carol hielt sich an mich. »Ja, Sinclair, das ist er. So hat er in dem Film ausgesehen…«

Van Akkeren lachte. »Gut beobachtet, wirklich gut. Ja, ich spiele in meinen Filmen selbst mit, das hatte ich dir nicht gesagt, Geisterjäger. Tut mir leid, daß ich es vergaß, aberunser Zusammentreffen endete sehr plötzlich. Das soll nun aber nicht mehr geschehen, wenn es nach mir geht. Sie verstehen sicherlich.«

»Ja, ich begreife Sie.«

»Das ist schön, sogar sehr schön. Ich hatte Ihnen ja versprochen, daß wir uns wiedersehen, und ich freue mich darüber, daß es so plötzlich geschah. Diesmal wartest du vergeblich auf Unterstützung, John Sinclair. Im Gegenteil, du hast es nicht nur mit einem, sondern gleich mit drei Gegnern zu tun. Wenn du mir nicht glaubst, frage deine Begleiterin, die ja Filme von mir gesehen hat.«

Je mehr ich ihn hinhielt, um so besser konnte ich ihn ablenken.

Ich dachte an mein Abenteuer in den Pyrenäen. Da hatte ich diesen Baphomet als Statue erlebt.

Hier aber lebte er. Konnte es mir gelingen, ihn zu vernichten? Er war sich seiner Sache sicher. Ich wußte, daß er stets Tricks auf Lager hatte. Besonders deutlich war dies auf seiner schwarzen Yacht geworden. Er legte seine Hände gegeneinander und wirkte so, als wollte er anfangen zu beten. Es waren widerliche, lange Finger mit dunklen Kuppen. Forschend starrte er mich an.

Da ich sicher war, daß er reden würde, gab ich ihm die Chance und hielt mich zurück.

»Irgendwie hast du mich beeindruckt«, erklärte er. »Ich wußte über dich Bescheid. Asmodis erzählte mir einiges. Ihm selbst ist es nicht gelungen, dich zu vernichten. So etwas passiert dem Teufel nicht oft. Unter den Menschen gibt es oft ein gewisses Agreement. Wenn du bei einem Mann Mühe hast, ihn zu vernichten, versuche es anders herum. Kaufe ihn. Jeder ist käuflich, es kommt nur auf die Höhe der Summe an.«

»Ich kenne den Ausspruch.«
»Dann weißt du sicherlich, was ich von dir will.«
»Natürlich.«
»Sagst du ja?« fragte er lauernd.
»Ich habe noch kein Angebot von deiner Seite gehört, van Akkeren.«
Er begann schallend zu lachen und nickte dann. »Ja, das stimmt, ich habe dir noch kein Angebot unterbreitet.« Er rückte ein wenig nach rechts und hob die Schultern an. Aus schmalen Augen beobachtete er mich. »Was kann man dir anbieten, Sinclair? Ich gebe gern zu, daß dies für mich ein Problem ist. Deshalb schiebe ich dir den Schwarzen Peter zu. Mach du einen Vorschlag. Was willst du von mir haben?«
»Soll ich es tatsächlich?«
»Ja.«
Mein Lächeln fiel kalt aus. »Ich wüßte etwas.«
Wahrscheinlich brach in diesem Augenblick für Carol eine Welt zusammen. Sie holte geräuschvoll Luft, bevor sie es schaffte, mir etwas zu sagen. »Das… das war doch nicht Ihr Ernst. Sie können sich doch nicht selbst verraten. So etwas macht man nicht …«
In ihre Worte schallte Baphomets dröhnende Lache. »Hör auf, Mädchen, hör bloß auf. Er weiß genau, was für ihn gut ist. Es gibt Augenblicke, da müssen sich die Menschen entscheiden. Und er weiß, daß ich ihm Macht geben kann. Macht ist wichtiger als Geld, Mädchen. Viel wichtiger…«
Carol Maynard ging einen Schritt von mir weg. Ich hatte das Gefühl, für sie ein Aussätziger zu sein. »Stimmt das wirklich, was er gesagt hat?« hauchte sie.
Ich nickte.
Und wieder freute sich Baphomet. »Ich glaube, daß der Satan es nicht richtig angefangen hat«, erklärte er. »Oder hat er je versucht, mit dir einen Handel einzugehen?«
»Nein.«
»Klar, er ist kein Geschäftsmann, höchstens Seelenhändler. Aber ich, Herr des Fegefeuers, stehe dazwischen. Ich kann alles verbrennen, wenn ich meinen Feuersturm losschicke. Aber jetzt sag, was du haben willst.«
»Ich möchte gleichberechtigt sein.«
Er begriff nicht sofort, weil er seinen Hörnerschädel schüttelte.
»Gleichberechtigt?«
»Mit dir.«
»Hooo!« Wieder mußte er lachen. »Das ist allerhand. So einen Vorschlag hat mir noch keiner gemacht, aber ich werde ihn…«
»Nichts wirst du, Baphomet. Laß dich von ihm nicht reinlegen. Sinclair läßt sich nicht bestechen. Es ist ein verdammter Trick. Ich kenne ihn lange genug.«

Von den Anwesenden hier hatte niemand gesprochen. Die Stimme gehörte einem anderen, dessen Fratze sich hinter Baphomet deutlich abzeichnete. Es war ein dreieckiges Gesicht. Schwarz, widerlich, mit grausamen Augen und einem böse verzogenen, dreieckigen Mund. Aus der Stirn des anderen wuchsen auch zwei Hörner.

Nur waren sie kürzer.

Und Carol sprach meine Gedanken aus, als sie mit kippender Stimme flüsterte: »Das ist der Teufel…«

***

Es war tatsächlich der Satan, der im Hintergrund lauerte und sich eingemischt hatte. Meine Bluffchancen schwanden tatsächlich, denn der Teufel kannte mich lange genug.

Aber van Akkeren wollte es nicht wahrhaben. Er war eitel und sehr von sich überzeugt. Also wurmte es ihn, daß sich ein anderer eingemischt hatte: »Halte du dich heraus, Satan!« rief er laut und drehte sich dabei um, weil er ihn ansehen wollte. »Das ist meine Welt. Das Fegefeuer gehört mir. Du bist der Herr der Hölle.«

Es lief verdammt günstig für mich. Wenn die beiden sich stritten, konnte ich mich freuen. Vielleicht bot sich mir die große Chance, hier aufzuräumen. Und damit wollte ich gleich anfangen.

Bisher hatte ich meinen großen Trumpf verborgen gehalten. Es war der Würfel des Unheils oder des Heils, je nach dem, auf welcher Seite sein Besitzer stand.

Leider mußte ich ihn vorerst noch steckenlassen, denn ein Einsatz des Würfels benötigte Zeit.

Carol traute mir noch immer nicht über den Weg. Beinahestrafend schaute sie mich an. Ich mußte sie enttäuscht haben wie zuvor noch keine Person in ihrem Leben.

Möglicherweise war ihre Angst auch zu groß, um den Überblick behalten zu können. Ihre Lippen bewegten sich, und sie flüsterte nur ein Wort, das mich traf.

»Verräter!«

Der Teufel und Baphomet sprachen noch immer. Sie beschuldigten sich gegenseitig. Die Vorwürfe gipfelten darin, daß van Akkeren dem Satan Unfähigkeit vorwarf.

Wieso und weshalb ihm der Teufel nicht eins auf den Deckel gab, wußte ich nicht. Jedenfalls zog er sich zurück, und van Akkeren wandte sich wieder mir zu.

Zu schnell für meinen Geschmack. Nur behielt ich das für mich.

»Asmodis hat sich eingemischt, Sinclair, obwohl wir eine Trennung vereinbart hatten, aber seine Worte haben mich nachdenklich gemacht. Ich traue dir durchaus zu, daß du mich geblufft hast. Deshalb will ich wissen, ob es dir ernst ist. Also – ist es dir ernst?«

»Finde es selbst heraus!«

Er duckte sich; als er den Kopf vorstreckte, kam er mir vor wie ein Bulle. »Ja, das werde ich auch«, sagte er. »Ich werde es selbst herausfinden, darauf kannst du dich verlassen. Bevor wir weiterreden, möchte ich einen Test durchführen.«

»Was verlangst du?«

Er hob seinen rechten Arm. Der ausgestreckte Zeigefinger deutete auf Carol Maynard. »Töte sie!«

***

Es war ein Befehl, der scharf wie ein Peitschenschlag klang.

Baphomet verlangte einen Mord, und so hatte ich ihn auch eingeschätzt. Er wollte, daß seine Diener für ihn töteten. Erst dann hielt er sie wahrscheinlich in der Gewalt, weil er sie immer an diese Taten erinnern konnte und ihr Gewissen manipulierte.

»Töte sie und schaff sie dann zu mir!« verlangte er noch einmal.

»Mehr will ich nicht.«

»Und wie geht es weiter?«

»Hat sie dir nichts davon berichtet?«

Ich hatte schon bei der ersten Antwort Mühe gehabt. Diesmal mußte ich mich freiräuspern. »Ja, Carol erzählte mir von dem Film, den sie gesehen hat.«

»Dann weißt du ja Bescheid, und du wirst Zeuge sein!«

Ich fühlte mich verdammt unwohl, denn ich wußte sehr genau, daß ich Carol unsagbar enttäuschte und sie gleichzeitig in einen Strudel der Angst und des Entsetzens hineinriß. Doch ich mußte diesen Weg weitergehen.

»Erst wenn das geschehen ist, Sinclair, werde ich dir die dunklen Templerweihen geben, dann wirst du zu mir gehören und die jagen, die sich damals unter ihrem Anführer Hector de Valois von uns getrennt haben.«

Ein wichtiger Name war gefallen. Hector de Valois. Auch für mich war dieser Mann ungemein wichtig, denn *ich* hatte damals als Hector de Valois gelebt.

Ob van Akkeren das wußte?

Wahrscheinlich nicht. Sonst hätte er dieses Thema nicht angeschnitten. Er fuhr aber in seiner Rede fort. »Wenn du diese Prüfung hinter dir hast, wirst du dich an die Spitze meiner Leute stellen und Hectors Silberskelett finden, so lautet deine Aufgabe. Und jetzt, Sinclair, schreite zur Tat!«

Das hieß nichts anderes, als daß ich Carol Maynard ermorden sollte.

Ich blickte van Akkeren noch einmal an. Er fühlte sich jetzt als Baphomet, aber er konnte auch ein anderer sein. Ich entdeckte in seinen Augen das Lauern und die Tücke. Es mußte für ihn ein kaum

beschreibliches Gefühl sein, diesen Triumph zu erleben. Das war ein Augenblick, auf den er gewartet hatte.

»Na los!« forderte er mich auf. »Worauf wartest du noch? Fang an und kill sie!«

Ich hob den rechten Arm. Das Mädchen verstand die Geste falsch und zuckte zusammen. »Einen Augenblick noch, van Akkeren. Ich möchte sie so töten, wie ich es für richtig halte.«

»Wie meinst du das?«

»Mit einer Waffe, die für mich wichtig ist!«

»Keine Kugel?«

»Nein!«

»Wie denn?«

»Ich werde ihr…« Die nächsten Worte drangen nur stockend über meine Lippen, denn es kostete mich unsägliche Überwindung.

»Den Kopf abschlagen!«

Zuerst begriff er nicht. Dann aber begann er zu lachen. »Ja!« brüllte er in sein Gelächter hinein. »Das ist gut. Mach es, mach es sofort!«

»Klar doch!« Ich sah noch einmal zu den beiden Killern hinüber, die van Akkeren eingerahmt hatten, dann griff ich unter meine Kleidung und zog den Bumerang hervor.

Carol starrte mich an.

Ich sah in ein Gesicht, in dem sich Abscheu, Unglaube und Furcht verdichtet hatten. Dabei hätte ich ihr so gern Trost zugesprochen, aber ich mußte es durchstehen, wollte ich einen Erfolg erringen.

Sie sah den Bumerang in meiner Hand und trat einen Schritt zurück. Dabei öffnete sie den Mund. Stockend drangen Worte über ihre Lippen. Mein Name wurde gesprochen. »Sinclair… nein … das … das … können Sie doch nicht tun …«

Ich hatte schon ausgeholt. »Doch!« schrie ich und schleuderte die silberne Banane…

***

Ich hatte mir meine Chance genau ausgerechnet. Was ich tat, war ein Poker spiel um den allerhöchsten Einsatz, den es gab.

Um das menschliche Leben.

Ich hatte weit ausgeholt wie ein Diskuswerfer. Und dann wirbelte ich herum.

Die Gestalt des Mädchens wischte wie ein Streifen an meinem Auge vorbei, dann hatte ich die richtige Position erreicht und ließ den Bumerang los.

Am liebsten hätte ich ihn auf Baphomet geschleudert. Dasaber war unmöglich, denn gefährlicher für mich waren in diesen Augenblicken seine beiden Leibwächter mit ihren ungemein starken Waffen. Diese Typen mußten einfach weg.

Den Schwarzhaarigen hatte ich zuerst aufs Korn genommen. Er stand wie ein Fels und begriff es erst, als es bereits zu spät war. Da erschien der Bumerang bereits als silberner Streifen dicht vor ihm, und mit einem gewaltigen Schlag durchtrennte er seinen Hals.

Ich sah den Kopf nicht fallen, konnte mich auch nicht um die silberne Banane kümmern, weil van Akkeren aufkreischte wie eine Katze, die man zu hart angefaßt hatte.

Wahrscheinlich galt der Befehl dem blonden Killer, doch für ihn hatte ich auch noch eine Waffe.

Mein Kreuz!

Bei den Angriffen war ich nie dazu gekommen, es einzusetzen, jetzt blieb mir nichts anderes übrig. Es kam nur darauf an, wer von uns beiden schneller war.

Ich stand in einem günstigen Winkel zu ihm. Während seine Klauen den Flammenwerfer und einen Revolver hervorrissen, stürmte ich bereits auf ihn zu und erreichte ihn, bevor er eine der Waffen gegen mich einsetzen konnte. Ich hechtete gegen ihn wie ein Rammbock. Die schwere Gestalt wurde zurückgeschleudert, er fiel zu Boden, mit einem trockenen Geräusch prallte sein Hinterkopf auf, aber er war nicht erledigt, und so hämmerte ich die rechte Hand mit dem Kreuz direkt unter der Halbmaske in sein Gesicht.

Was die Silberkugel nicht geschafft hatte, das erreichte mein geweihter Talisman, auf den ich mich schon so oft verlassen konnte und dem ich nun wieder vertraute.

In ihm steckten die gewaltigen Kräfte einer alten Zeit. Ein Prophet hatte es als Bollwerk gegen das Böse hergestellt, und ich drückte ihm dieses Kreuz nun ins Gesicht.

Ich brauchte die Formel nicht zu sprechen. Die Haut zerfiel unter meinem Griff, ich hörte auch keinen Laut. Dieser im Fegefeuer gestählte Mensch verging und brannte innerlich aus.

Bevor die Flammen aus seinem Mund, seiner Nase und anderen Öffnungen hervorschlagen konnten, hatte ich bereits die Handgranaten von seinem Gürtel gelöst, sie hinter mich geworfen, den Flammenwerfer an mich genommen und federte auf die Füße.

Auf dem Absatz drehte ich mich herum, das tödliche Instrument im Anschlag, bereit, es gegen van Akkeren einzusetzen.

Er saß da wie erstarrt. Meine Aktion hatte ihn völlig überrascht.

Der Blick war gläsern, das Blitzen zwischen den Hörnern hatte zugenommen, und ich startete einen ersten Versuch. Aus dem Flammenwerfer schoß die Lohe hervor, aber ich hatte ihn so gehalten, daß das Feuer über den Boden glitt, und es richtete sich plötzlich auf van Akkeren, ohne ihn zu erreichen. Dann aber ging es aus.

Sein Lachen schallte mir entgegen. »Willst du den Herrn des Fegefeuers tatsächlich mit Flammen besiegen? Bist du tatsächlich so

dumm, zu glauben, daß du es schaffen kannst?«

Er brauchte nichts mehr zu sagen. Ich schleuderte die Waffe zur Seite und holte eine andere hervor.

Es war der Würfel!

***

Möglicherweise kannte van Akkeren ihn, vielleicht aber auch nicht.

Jedenfalls war der Würfel eine Waffe, die ich zum Guten und zum Negativen hin einsetzen konnte, wobei hier die Grenzen tatsächlich verwischten.

Ich fühlte mich plötzlich sicher, als ich auf Baphomet zuging.

Jetzt sah er aus wie die Figur in den Pyrenäen. So steif, durch meine Aktion geschockt.

»Auf der Yacht bist du mir entkommen!« sprach ich ihn an. »Du hast deine Killer auf mich gehetzt, du hast mich in diese Vorhölle gelockt, aber du hast mich nicht besiegen können. Irgendwann ist bei einem Menschen der Punkt erreicht, wo er anfängt zu kämpfen. Wo er das Grauen einfach ignoriertund zum Egoisten wird, um andere zu retten. Dieser Punkt ist bei mir erreicht, van Akkeren.«

Ich konzentrierte mich auf den Würfel, und darauf, daß er den anderen aus der Welt schaffte.

Meine Gedanken waren böse. Er saß vor mir, das Feuer hatte ihm nichts antun können, doch der Würfel war stärker, mächtiger. Ich brauchte nicht Baphomets Macht, der Würfel hatte sie mir gegeben.

Stirb, dachte ich, Stirb!

Er saß da und blieb sitzen. Ich schaffte es einfach nicht, ihn zu vernichten. Und ich schaffte es nicht, mich selbst zu überwinden.

Ich wollte zwar, daß er vernichtet wurde, aber die innere Hemmschwelle war so groß, daß es mir nicht gelang, mir eine Methode auszudenken.

Im Innern des Würfels bewegte sich etwas. Die Schlieren zuckten, sie liefen durcheinander, er hatte meine Gedanken aufgenommen, er arbeitete daran, aber er setzte sie letztendlich doch nicht um, weil sie nicht mit der letzten Überzeugung vorgetragen waren.

Ich konnte *nicht* töten!

Nicht auf diese Art und Weise. Nur wenn ich mich selbst in höchster Gefahr befand oder diese für Leib und Leben eines anderen gegeben war.

Und so quälte ich mich.

Van Akkeren mußte gespürt haben, was in mir vorging, denn er lachte mich aus. »Ja!« schrie er. »Ja, Geisterjäger, jetzt merke ich es. Du wärst der falsche Partner für mich gewesen. Ich muß Asmodis Abbitte leisten. Er hatte doch recht…«

Und dann wiederholte sich fast das Schauspiel, das ich schon einmal

auf der Yacht erlebt hatte.

Van Akkeren verschwand!

Gleichzeitig erhielt er Hilfe. Ich hatte vergessen, daß wir uns in der Welt des Fegefeuers befanden. Bevor ich die Kräfte des Würfels auf die Flammen einstellen konnte, waren sie schon da und hielten Baphomet umfangen wie in einem schützenden Mantel.

Sie rissen ihn mit sich. Er jagte vor meinen Augen hinein in die Unendlichkeit, aus der mir ein bekanntes Lachen entgegenschallte.

Das des Teufels.

Ich aber fiel auf die Knie, hielt den Würfel fest und schüttelte den Kopf…

***

Jemand berührte mich an der Schulter. Ich reagierte nicht. Erst beim zweitenmal und als ich die flüsternde Stimme vernahm, hob ich den Kopf.

Carol Maynard stand vor mir.

Wir sahen uns an. Sie schüttelte den Kopf, holte Luft, und preßte ein paar Worte hervor. Ich verstand kaum etwas von ihrem Gestammel, doch ich faßte nach ihrer Hand, und sie freute sich über diese menschliche Wärme.

»Und dabei dachte ich, Sie hätten es getan.«

»Nein, ich wollte nur bluffen«, erwiderte ich tonlos.

Dann schaute ich mich um. Die beiden Killer hatte van Akkeren geopfert. Er selbst war verschwunden und hatte uns in der Tiefe der Erde zurückgelassen.

Befanden wir uns tatsächlich in einer anderen Welt?

Ich hatte meine Lampe einschalten müssen, um die Finsternis zu erhellen. Der helle Strahl tastete sich den Schacht hoch. Er war so stark, daß ich auch das Ende erkennen konnte.

Da gelangte ich zu der Überzeugung, daß er künstlich angelegt worden war. Demnach mußte hier irgendwo der Kontakt verborgen sein, der die Plattform in Bewegung setzte.

Ich begab mich auf die Suche.

Wie hätte es auch anders sein können? An der Rückseite der Platte, auf der van Akkeren gehockt hatte, fand ich einen entsprechenden Knopf. Van Akkeren hatte es leicht gehabt, ihn zu betätigen.

Carol schaute mir zu. »An all dem hat mein Vater die Schuld getragen«, sagte sie.

»Hat er es bauen lassen?«

»Das glaube ich.«

Zum Glück war er abgesprungen, sonst hätte Baphomet einen weiteren Stützpunkt behalten.

Die Magie hatte die Technik nicht lahmlegen können. Ich sorgte

dafür, daß sich die Plattform wieder in Bewegung setzte.

Wir sprangen hinauf, konnten es kaum erwarten, den Schacht hinter uns zu lassen, und landeten schließlich im Verlies, wo wir einen bewußtlosen Suko fanden.

Auch er hatte seinen Teil dazu beigetragen, daß alles einigermaßen glimpflich abgegangen war.

Zweimal war mir van Akkeren entwischt. Aber es mußte einfach eine Möglichkeit geben, ihn zu packen. Wahrscheinlich klappte dies nur über die andere Gruppe der Templer mit Abbé Bloch an der Spitze.

Ich trug Suko ins Haus. Er war verflucht schwer, ich hatte meine Mühe. Aus Derek Maynards Arbeitszimmer rief ich einen Krankenwagen an. Wahrscheinlich hatte mein Freund eine schwere Gehirnerschütterung davongetragen. Die mußte er im Hospital auskurieren.

Carol Maynard saß nahe am Fenster und starrte durch die Scheibe. Ich vernahm ihre leise gesprochenen Worte. »Wahrscheinlich werde ich weggehen«, flüsterte sie. »Aus England raus. Ich kann hier nicht mehr leben. Ein anderes Land sehen – oder?«

Ich nickte. »Das, Carol, wird wohl am besten für Sie sein…«

ENDE